



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Das malerische und romantische Westphalen

**Freiligrath, Ferdinand
Schücking, Levin**

Barmen, 1841

Die Weser. Porta Westphalica bis Herstelle.

urn:nbn:de:hbz:466:1-8564

stolz und trotzig sich erheben. Die Porta Westphalica*) liegt vor ihm nicht ein einziges, zu beiden Seiten schroff und steil in den Strom herabfallendes Felsstück (nur der östliche, der An- tonius- oder Jakobsbau, wird unmittelbar von der Weser bespült), sondern ein nicht allzu schmales Querthal, das ausser dem Strom Wasser und Ackerland annahmlich ausfüllt, dessen Benennung aber, zumal von dieser Seite und in dieser Entfernung, durchaus passend und gerechtfertigt erscheint. Es ist nämlich noch eine gute Stunde bis dort, wo die Weser den Gebirgsrücken überschneidet; links und rechts hinter dem Namen des Sänitels ober des Westgebirges, unter dem Namen des Wies-

Die Weser.

Porta Westphalica bis Herstelle.

Die Porta Westphalica ist die Pforte meines Buchs. Habt ihr zuerst den Brückenkopf des einleitenden Gedichts genommen, so müsst ihr nun noch das Thor der Festung erstürmen. Durch die Porta führ' ich euch in das Land, nach dem sie heisst.

Wer von euch stand bei Sonnenuntergang auf der Weserbrücke bei Minden? Aus den Moor- und Haidestrecken des nordwestlichen Westphalens kommend, deren ödes Grau in Grau nur zuweilen ein Architecturblitz aus dem Mittelalter durchleuchtet, der Osnabrücker Dom etwa oder der lichte, giebelzackige Strahl des Rathhauses zu Münster, schritt er vielleicht trüb genug in die alte Stromstadt Minden hinein, und weder das buschige Glacis noch der stattliche Simeonsplatz, weder der freundliche Domhof noch die engen, alterthümlich düstern Strassen waren im Stande, ihn eine nahe glänzende Verwirklichung seiner bisher meist unerfüllt gebliebenen Träume von einem „malerischen und romantischen Westphalen“ hoffen zu lassen. Endlich hat er das Thor an der Wasserseite der Stadt erreicht. Kühler Hauch des Stromes weht ihm entgegen. Noch ein paar Schritte und er steht auf der siebenbogigen Brücke; unter ihm, nordwärts hinab in die weite, unabsehbare Fläche, schiesst die Weser, und wendet er das Gesicht stromauf, rechts nach Süden, so sieht er die Berge, die der Prall der Wasser vor Jahrtausenden durchbrochen,

stolz und trotzig sich erheben. Die Porta Westphalica*) liegt vor ihm, nicht ein enges, zu beiden Seiten schroff und steil in den Strom herabfallendes Felsenthor (nur der östliche, der Antonius- oder Jakobsberg, wird unmittelbar von der Weser gespült), sondern ein nicht allzu schmales Querthal, das ausser dem Strome Wiesen und Ackerland anmuthig ausfüllen, dessen Benennung aber, zumal von dieser Seite und in dieser Entfernung, durchaus passend und gerechtfertigt erscheint. Es ist nämlich noch eine gute Stunde bis dort, wo die Weser den Gebirgsrücken zerschnitten hat; links und rechts, dort unter den Namen des Süntels oder des Wesergebirges *κατ' ἐξοχην*, hier unter dem des Wiebengebirges streichend, zeigt er dem Blicke des Beschauers keine einzige Kerbe, keinen einzigen tieferen Einschnitt; nur der gewaltige, weitklaffende zwischen Jakobs- und Wittekindsbere liegt vor Augen, und ist nun, abgesehen davon, dass durch ihn der Fluss aus dem Gebirgsland in die Ebene sich ergiesst, in seiner Einsamkeit um so mehr einem imposanten Thore, einer Weserscharte, wie die umwohnenden Landleute die Pforte nennen, vergleichbar, als die Entfernung ein scheinbares Aneinanderrücken der getrennten Bergmassen bewirkt, und das Wiesengelände dazwischen in so geringer Breite zeigt, dass nun fast Berg neben Berg emporzuragen, und die Weser hart am Fusse beider sich zu schlängeln scheint. — Das ist die Porta, und wer sie so gesehen hat, nach mühsamer Durchwanderung des Flachlandes von der Mindener Brücke aus, felsig und waldig, und von den heissen, sehnsüchtigen Tinten eines Sonnenuntergangs zu Ende Mai's magisch beleuchtet, wohl schlug dem das Herz hochauf vor Freude, und er lauschte lechzend hinab in das murmelnde Geschwätz des Flusses, der alle Mährchen und Heimlichkeiten des eben verlassenem Waldgebirges ihm erzählen zu wollen schien. Silberfarben, hier und dort einen Scheideblitz der Sonne zurückwerfend, kam er durch Wiesen und Weiden herangeschossen; einsame Kähne schwammen stromunter; drüben noch eine vollständige Mast, „Bock“ und „Hinterhang“ und „Bulle“, die von keuchenden Pferden sich hinauf ziehen liess nach Hausberge; Heerden am Ufer; — ein heiteres, lachendes Idyll lag vor ihm,

*) Die Ansicht stellt sie von der entgegengesetzten Seite, Minden im Hintergrunde, dar.

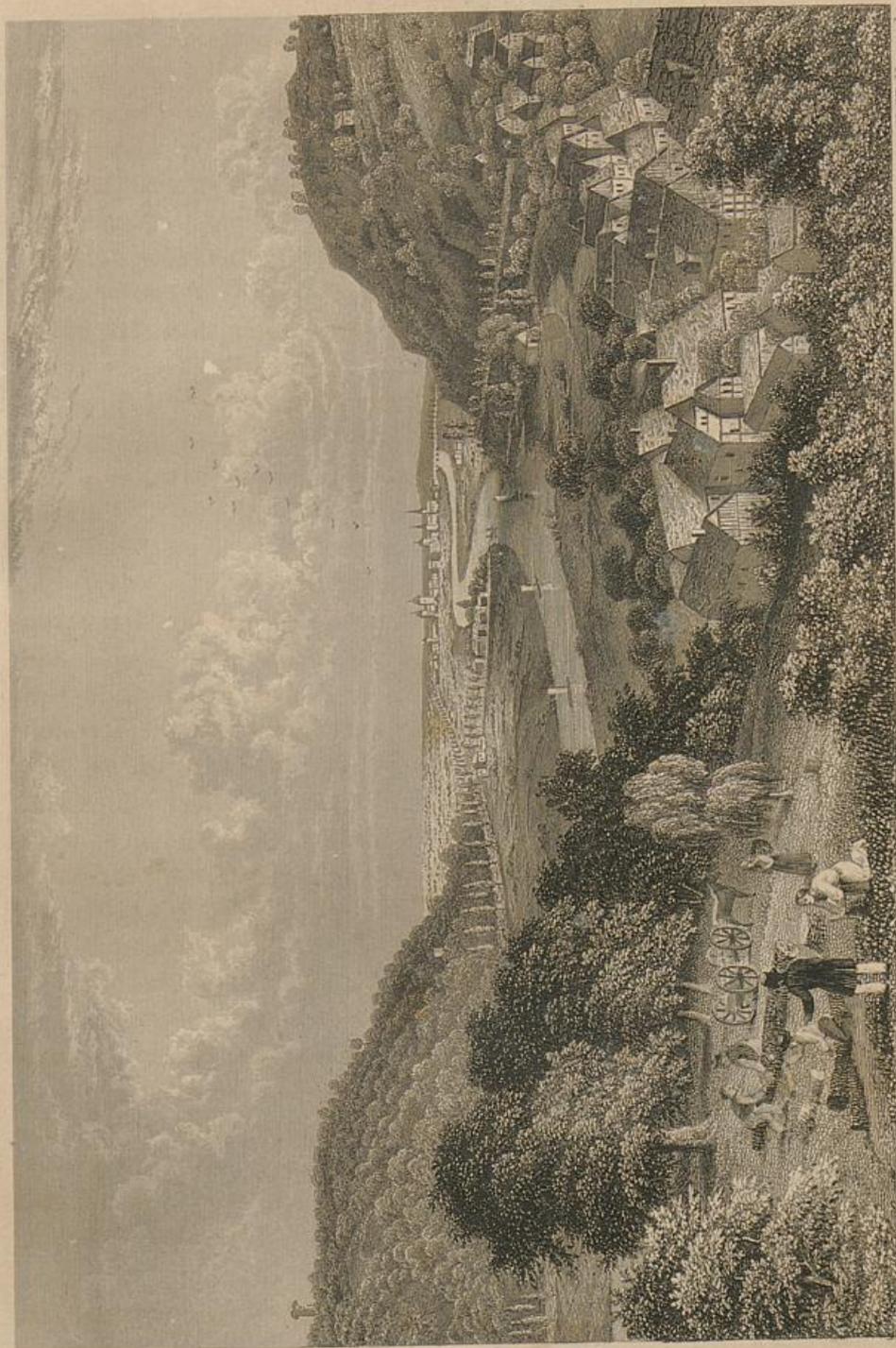


PORTA WESTPHALICA.

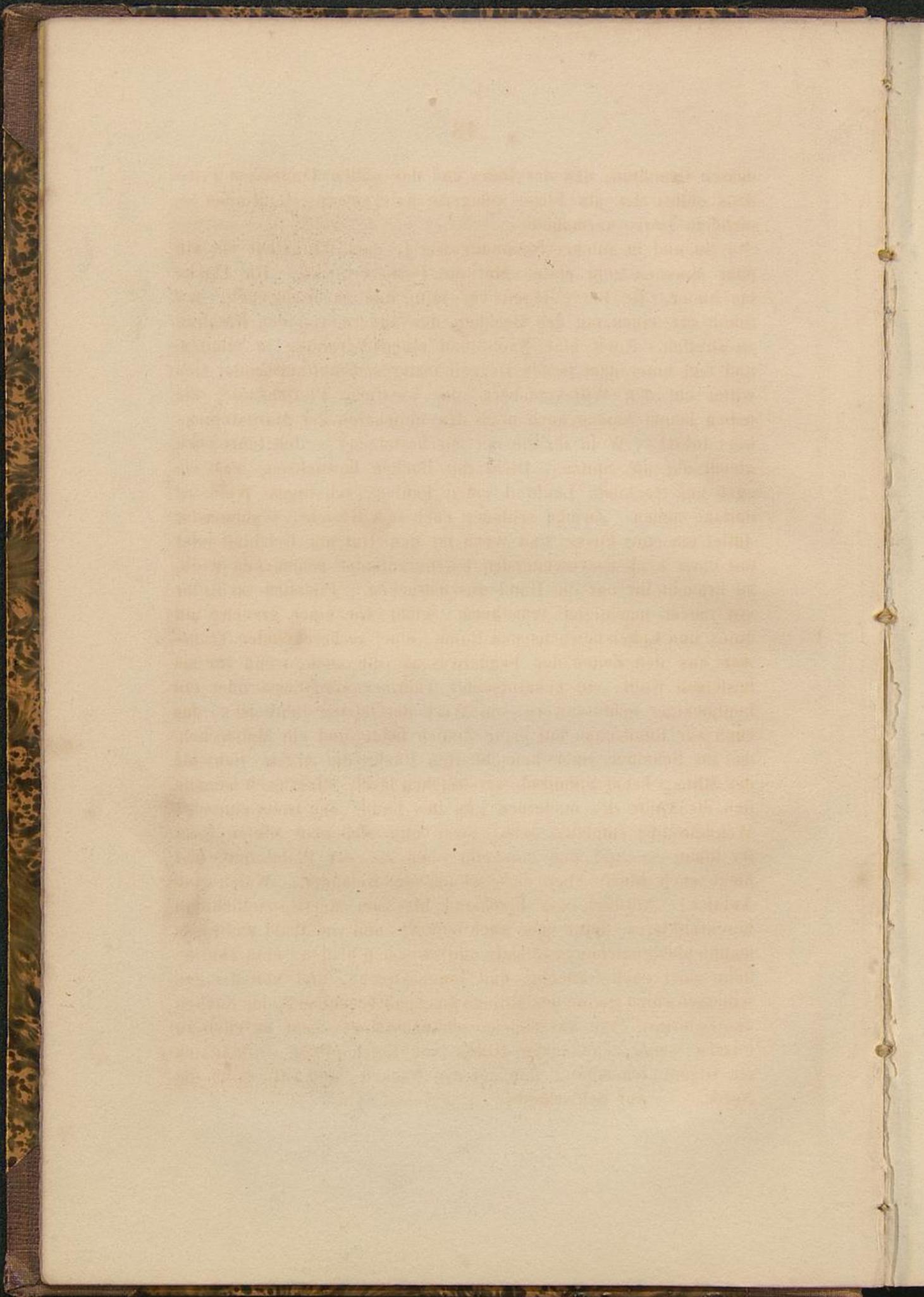
C. Schickelmann delin.

stolz und trotzig sich erheben. Die Porta Westphalica*) liegt vor ihm, nicht ein enges, zu beiden Seiten schroff und steil in den Strom herabfallendes Felsenthor (nur der östliche, der Antonius- oder Jakobsberg, wird unmittelbar von der Weser bespült), sondern ein nicht allzu schmales Querthal, das ausser dem Strome Wiesen und Ackerland anmuthig ausfüllen, dessen Benennung aber, zumal von dieser Seite und in dieser Entfernung, durchaus passend und gerechtfertigt erscheint. Es ist nämlich noch eine gute Stunde bis dort, wo die Weser den Gebirgsrücken zerschnitten hat; links und rechts, dort unter den Namen des Süntels oder des Wesergebirges *κατ' ἐξοχην*, hier unter dem des Wiebengebirges streichend, zeigt er dem Blicke des Beschauers keine einzige Kerbe, keinen einzigen tieferen Einschnitt; nur der gewaltige, weitklaffende zwischen Jakobs- und Wittekindsberg liegt vor Augen, und ist nun, abgesehen davon, dass durch ihn der Fluss aus dem Gebirgsland in die Ebene sich ergiesst, in seiner Einsamkeit um so mehr einem imposanten Thore, einer Weserscharte, wie die umwohnenden Landleute die Pforte nennen, vergleichbar, als die Entfernung ein scheinbares Auseinanderweichen der getrennten Bergmassen bewirkt, und das Wiesengebiet dazwischen in so geringer Breite zeigt, dass man fast Berg neben Berg emporzuragen, und die Weser hart am Fusse beider sich zu schlingeln scheint. — Das ist die Porta, und wer sie so gesehen hat, nach mühsamer Durchwanderung des Flaathlandes von der Mindener Brücke aus, felsig und waldig, und von den heissen, seinsüchtigen Tinten eines Sonnenuntergangs zu Ende Mai's magisch beleuchtet, wohl schlug dem das Herz hochauf vor Freude, und er lauschte lechzend hinab in das murmelnde Geschwätz des Flusses, der alle Märchen und Heimlichkeiten des eben verlassenem Waldgebirges ihm erzählen zu wollen schien. Silberfische, hier und dort einen Scheideblitz der Sonne zurückwerfend, kam er durch Wiesen und Weiden herangeschossen; einsame Kähne schwammen stromunter; drüben noch eine vollständige Mast, „Bock“ und „Wieserhang“ und „Balle“, die vom keuchenden Pferde sich knaust ziehen liess nach Hausberge; Heerden am Ufer; — ein heiteres, lachendes Idyll lag vor ihm.

*) Die Ansicht stellt sie von der entgegengesetzten Seite, Minden im Hintergrunde, dar.



PORTA WESTPHALICA.



dessen Grundton, den der Ruhe und des stillen ländlichen Friedens selbst der am Fluss gelagerte Kriegsmann — Minden — nicht zu stören vermochte.

So und in solcher Stimmung war's, dass ich selbst vor ein paar Monaten zum ersten Mal die Porta erblickte. Die Fläche lag hinter, die Berge lägen vor mir, und es trieb mich, den Staub der einen mit den Büschen der andern von den Kleidern zu streifen. Noch eine Nacht und einen Vormittag in Minden, und nun unter dem fernen Gegroll mälig sich aufthürmender Gewitter auf den Wittekindenberg, die westliche Pfortensäule, die neben jenem Namen auch noch den üblicheren der Margarethenklus führt! — Wollt ihr sie mit mir besteigen? — Ich führe euch gleich auf die Spitze. Dicht mit Buchen bewachsen, lässt sie euch auf trockenem Laubfall einen kühlen, schattigen Waldweg entlang gehen. Zweige schlagen euch in's Gesicht, Waldmeister duftet um eure Füße, und wenn ihr den Hut mit Geisblatt oder mit einer keck geschwungenen Farrnkrautfeder schmücken wollt, so braucht ihr nur die Hand auszustrecken. Plötzlich steht ihr vor einem mächtigen Wartthurm; nicht vor einer grauen, mit Moos und Epheu bewachsenen Ruine, einer zerbröckelnden Trümmer aus den Zeiten des Feudalwesens, die euch, wenn ihr sie besteigen wollt, ein geharnischter Thürmer erschliesst oder ein buntjackiger Schlosszweig: ein Werk der letzten Jahre ist's, das euch zur Rundschau auf seine Zinnen ladet, und ein Mütterchen, das im Schatten einer benachbarten Buche die ärgste Schwüle des Mittags beim Spinnrade verstreichen lässt, öffnet euch freundlich die Thüre des modernen Lug in's Land. Ihr tretet ein, eine Wendeltreppe empfängt euch, zwei und siebenzig Stufen fliegt ihr hinan — und nun steht ihr oben auf der Plattform, und biegt euch hinab über das schützende Geländer. Welch' ein Anblick! Nördlich das Flachland bis zum Meere, südlich ein beschränkteres, dafür aber auch bunteres und von Wald und Fluss mannichfach belebteres Gebiet, und zwischen beiden, eine Thurmhöhe unter euch, knochig und langgestreckt, und von der gewitterschwülen Sonne des Mittags stechend beschienen, der Rücken des Gebirges. Ein zusammengesunkenes Ross, liegt es euch zu Füßen, seine Laubflanken zittern vor Erschöpfung — wär' ich ein Gigant, ich spräng' ihm auf den Nacken, und ritt' es in die Nordsee — zur Schwemme!

Und hier, eh ich euch ein Führer werde durch den Landstrich, der tief unter euch wie eine Karte aufgerollt daliegt, eh ich mit dem Finger auf seine Berggipfel und auf seine Thurmspitzen deute, eh ich seine Burgen mit euch durchklettere, und mit euch eintrete in seine Hallen und Kreuzgänge, lassèt mich ein Wort der Verständigung zu euch reden! Wenn ich euch zu einer Schweizerreise aufforderte, oder zu einem Ausflug in's Tyrol, oder gar zu einem pittoresken Zuge durch beliebige Wüsten, so bedürfte es dessen nicht. Ihr wüsstet dann von vorn herein selbst, was ihr zu erwarten hättet, und wenn die Reise nichtsdestoweniger euren Erwartungen nicht entspräche, so könntet ihr desswegen nur mit dem Ungeschick oder der Unwissenheit des Führers rechten, nicht aber mit der Gegend selbst, durch die ihr euch führen liasset. Ein Anderes ist es, wenn ich euch eine Wanderung durch Westphalen vorschlage, durch ein Land, dessen Loos es seit Jahren gewesen ist, mehr gescholten und geschmäht, als gepriesen zu werden. Seit Justus Lipsius im Jahr 1586 seine schweinsledernen Briefe über Westphalen bald „aus der Barbarei bei den Breifressern“, bald „aus dem Schweinstall, den sie Wirthshaus nennen“, datirte, hat sich die Schärfe einer Unzahl von Federspitzen an uns versucht, und wir haben uns endlich so daran gewöhnt, dass es uns ordentlich freut oder gar rührt, wenn es mit solcher Eleganz geschieht, wie noch neuerlich in Kühne's Briefen an Dina. *) Lipsius und Kühne, die alte Literatur und die „jungel“. Die alte litt am nordwestlichen Saum unserer Wildnisse, die junge am südöstlichen, und ich, der ich weder zur alten noch zur jungen gehöre, und mich nur ärgere, dass ein Poet heut zu Tage überhaupt zur Literatur gehören muss, will euch nicht bloss an die Ränder, mitten hinein will ich euch führen, wo es möglicher Weise noch schlimmer ist. Ich glaube wirklich, dass ich euch vorher Muth einsprechen muss, und dazu ist grade hier, wo wir aus einer Höhe von 800 Fuss auf einen grossen, und wahrlich nicht den schlechtesten, Theil des verschrieenen Gebiets hinabschauen, der rechte Ort, wie mich dünkt. Setzt euch drum in die Ründe; stosst mir aber die Reisetasche nicht von der Brüstung, und um euch von vornher-

*) Männliche und weibliche Charactere. Theil I. Schw. — zur Schw. Nordsee —

ein mit westphälischer Mund- und Landesart zu befreunden, so thut erst einen „Schluck“ aus meiner ledernen Feldflasche. Bestimmen wir zuerst die Grenzen unseres Terrains. Westphalen — mag der Name nun von Falen d. h. Fohlen, dem springenden Pferde in Wittekinds Banner abzuleiten sein, das wir noch heute sein: *Nunquam retrorsum* auf dem Braunschweigschen Wappen wiehern hören; (Schade grade jetzt, dass es nicht auch, mit derselben Devise, das Symbol des Hauses Hannover geblieben ist!) oder von dem Grenzpfahl, der die West- von den Ostphalen getrennt haben soll; oder von einem altdeutschen, dem englischen *fellow* entsprechenden Worte Phal; oder von einem andern Worte: Falen d. i. Gegend, *plaga, regio*; oder gar, wie einige Etymologen wollen, von den Vandalen — Westphalen ist uns, wie Karl dem Grossen, das gesammte Land zwischen Rhein, Weser und Ems, wie wir dagegen die Striche zwischen Weser und Elbe unter dem Namen Ostphalen zusammenschlagen, und von dem, zwischen beiden in der Enge liegenden, dritten Haupttheile des alten Sachsenreiches, Engern, für den Zweck unserer Wanderung so viel noch zu Westphalen rechnen, wie wir nach Strich und Lauf des Gebirgs und des Flusses sowohl, als nach Uebereinstimmung in Gesittung, Volkscharacter und Mundart für gut finden und verantworten zu können glauben. Es ist uns das Land, das zu Tacitus Zeiten Bructerer und Sigambrer, Marser, Angrivarier und Cherusker inne hatten; das ganze, von den Legionen zertretene Gebiet im Nordwesten Deutschlands, das dem Historiker zu seinem Bilde von den Sitten und dem Culturzustande des alten Germaniens vorzugsweise die Umriss lieferte. Es ist uns der gesammte Strich um Weser und Ems, Ruhr und Lippe, der in der rohen Kraft und der schlichten ursprünglichen Weise seiner Bewohner, zumal aber in dem Eichengrün und der Weltabgeschiedenheit seiner einzeln an Quell oder Bach liegenden Bauernhöfe — *ut fons, ut nemus placuit* —, an deren rauchgeschwärztes, erndtekranzgeschmücktes Scheunenthor die Zeit und der Fortschritt nur leise und in grossen Zwischenräumen angepocht haben, ganz an jene Schilderungen in der *Germania* uns erinnert. Es ist ein derber, urkräftiger Menschenschlag, die Westphalen. Als der Kronprinz von Preussen auf seiner letzten Reise durch die Provinz (Sommer 1839) einen Tag in Soest sich aufhielt, ritt auch eine Deputation aus der „Börde“ bei ihm vor, an

die zwei bis dreihundert Bauern stark. Ein prächtiger Zug! Stämmige Männer und stämmige Pferde, hellblaue Röcke und breitkrämpige Hüte, wenig Sporen und die Zügel meist in der rechten Hand, aber die Fersen in den Flanken, die Linke mit dem Hut hoch in der Luft, und so in Trab oder Galopp, wie es dem Gaul eben anstand, mit Hurrahruf bei dem Prinzen vorbei. Ich habe lange Nichts gesehen, was mich mehr gefreut hätte. So, denk' ich mir, muss ein Reiterangriff der Bructerer gewesen sein: wenig Ordnung, aber Muth und Feuer, und wo er einhaut, da wirft er. Es mag dem Kronprinzen Glänzenderes und Feineres auf seiner Reise veranstaltet worden sein, aber Ehrlicheres und Nationaleres schwerlich. Er hat auch herzlich gelacht, als er aus dem Fenster herab dankte, und es war nicht das Lachen des Spottes oder der Geringschätzung. Wie wollt' es auch? Aus solchen Stämmen haut sich die Staatsburg ihre Palisaden zurecht: das siebente Armeekorps ist eins der stämmigsten und markigsten im ganzen Heere.

Wir halten uns also an's Volk und an die Gesittung. Wo wir den Hof des Tacitus, wo wir die Kämpfe des Sachsen noch finden, da ist Westphalen. Wir beschränken uns demnach weder auf das Herzogthum Westphalen, das sogenannte Sauer- oder Süderland, früher ein Besitzthum Heinrichs des Löwen, und nach dessen Tode von Friedrich Rothbart an das Erzstift Cöln geschenkt, noch auf die jetzige Preussische Provinz Westphalen, noch greifen wir über in die überrheinischen Bestandtheile des ehemaligen Westphälischen Kreises, zu dem u. A. selbst Lüttich, Cambrai, Utrecht und Aachen gehörten, woraus, wie der alte Merian sagt (beiläufig der erste Herausgeber eines „malerischen Westphalens“, wenn wir seine westphälischen Städteansichten so nennen wollen), „woraus zu ersehen, dass dieses ein weitschweifiger Cräiss“ gewesen sein müsse. An das Länder- und Ländchenaggregat zu denken, das unter Jerome den Namen eines Königreichs Westphalen führte, kann uns vollends nicht einfallen. — Lasset uns den Bezirk abschreiten, den wir betrachten wollen! — Links, in südöstlicher Richtung, die Weser hinauf bis nach Herstelle, die Feste des grossen Frankenkaisers. Von dort südwestlich den Saum der Hessischen Gebirge entlang bis an die Quelle der Sieg, wo die Sprache des Volkes schon in der Weise des Oberlandes erklingt, und wo uns der Westerwald zur Gränze nach Süden

wird. Jetzt nordwestlich, immer den Rand der heutigen Preussischen Rheinprovinz hinab, in die wir gelegentlich einen kleinen Abstecher machen. Die Mündungen von Sieg und Wupper, von Ruhr und Lippe bleiben uns links, wo fast in paralleler Richtung der Rhein seine Wogen hinabwälzt. Haben wir die Lippe überschritten, so wenden wir uns nordöstlich, da wo das Städtchen Anholt uns die Gränze der Marschen und Ebenen Hollands gezeigt hat, lassen später das Münsterland und Osnabrück im Süden, Ostfriesland und Oldenburg im Norden, bis wir zuletzt, etwa bei Petershagen, wieder auf die Weser stossen, an ihr hinaufschreiten bis zur Porta, und so wieder zur Margarethenklus, zu dem Punkte gelangen, von dem wir ausgingen.

Das ist der Ländercomplex, den wir unter der Gesamtbennennung Westphalen für uns in Anspruch nehmen, und ich denke, dass man uns ungefährdet in seinem Besitz lassen und die grün-weiss-schwarze Fahne, die wir rings auf Berg und Burg aufpflanzen, ruhig flattern lassen wird. Möchte man uns irgendwo eines Einfalls in fremdes Gebiet beschuldigen, so könnte es nur drüben am rechten Weserufer sein, wo die Schaumburg hell und freundlich aus dem Grün des Nesselberges hinter Rinteln hervorschaut, wo der Hohenstein mit seinen Klüften und Felsenrissen, mit seinen Wichtelmännchen und seinem Druidenringe ernst und düster sich erhebt, und wo der Langenfelder Wasserfall schäumend hinabstürzt in die Tiefe. Es sind das Alles Punkte, die in der Sachsenzeit zu Engern, zum Buckigau gehörten, und die jetzt *post varios casus* einem Ländchen zu eigen sind, das sich die Grafschaft Schaumburg hessischen Antheils nennt. Und fast fürcht' ich, dass der goldene Löwe seine Errungenschaft wahren und mein dreifarbig Banner mit gehobner Klaue antasten wird. Ein malerisches und romantisches Weserthal ist angekündigt. Franz Dingelstedt ist sein Schildhalter, und schon seh' ich den Kampf entbrennen in den wiederhallenden Schluchten des Süntels. Die Fähnlein flattern, die Trompeten schmettern, die Schaumburg wird berannt hüben und drüben, und wessen Banner oben fliegen wird, bleibt den Schwertern überlassen. Es soll aber ein ehrlicher und lustiger Kampf sein; wir wollen uns Lieder zusingen während des Streites, und zuletzt, denk' ich, sprengen wir mitten im Gefecht auf einander los, lüften den Helm, und machen es, wie Wittekind und St.

Herumbertus, der erste Bischof von Minden. Ich weiss nicht recht, sprach Wittekind es aus oder der Bischof — so viel aber etymologisirt die Sage: als der Herzog den Mönch einführte in seine Burg am Weserstrand, da fiel zwischen ihnen das Wort: Min — Din, d. h. der Fleck sei mein, wie er dein ist! Und so, rath' ich, halten wir es auch mit der Grafschaft Schaumburg hessischen Antheils! Einst den Cheruskern, ist sie nun den Katten; ehemals sächsisch, ist sie nun fränkisch; — mögen darum beide Banner ruhig nebeneinander auf den Zinnen der Schaumburg flattern, Dingelstedts neben dem meinigen, der Löwe des Hessen neben der Tricolore des Westphalen! —

Ungehärmt und unter sicherm Geleit aber werden wir dann weiter ziehen können, so weit die rothe Erde sich erstreckt, durch ihre Wälder und Thalschluchten, über ihre Berge und Ströme, mit dem Wanderstabe als Wünschelruthe, die stille steht, wo das Gold der Poesie versteckt als Sage in den Trümmern alter Schlösser und Burgen ruht, wo Dome sich wölben und Städte mit ihrem Mauerkranze sich aufthürmen, als Wächter des Hortes, den die Geschichte sich dort gesammelt hat. Das ist das Romantische, das wir suchen: die Erinnerungen der grossen Zeit, auf welcher die unsere gebaut ist, als ein zweites und höherstehendes Fachwerk, abgetrennt wohl und ohne Stiege, die zu jener uns zurückführen könnte, aber auf ihr beruhend und ohne Basis ohne sie. Darum blicken wir gern aus unsern hellen hohen Räumen durch den Boden unter unsern Füßen, der noch nicht fest und recht gefügt ist und Lücken und Spalten weisst, hinunter in die alten dunklen und massiven Kammern, wo an den rothbekreuzten Wänden Speer und Tartsche hangen und die verrosteten Rüstungen über den zerfetzten Bannern liegen. Und wenn der Sturm da unten durch die zerbrochenen Bleifenster hineinzieht und durch den mächtigen Kamin gröhlt und ächzt, dann ist uns, als hörten wir aus dem Rasseln der Waffenstücke das Schliessen der Visiere heraus und wie Schwert und Helm, Pfeil und Tartsche zusammenklirren, eine wilde Kampf-musik voll rauher Melodien, zu der wir stolz gehoben uns die Worte und Lieder selber dichten, die Lieder von Liebe und Hass der starken Zeit, von ihrer Heldenherrlichkeit und der Freiheit, die auf dem Bewusstsein ihrer Kraft als dem Königsschilde emporgeho-

ben, ihre Herrscherin war. Das ist es, was wir in ihr suchen, was ihre Geschichte uns so theuer macht. — Aber bei all' diesem Schwertgeklirr und Wagengerassel, bei all' diesem Gewühl, das mit eisernem Fusstritt die Geschichte an euch vorüberzieh'n lässt, hört ihr auch andere, mildere Klänge, die wie fernes Glockengeläut an einem schönen Sommerabend warm und innig euch zum Herzen dringen. Aus den Gründen steigen sie empor, von den Bergen tönen sie herab, Felswand und Gestein hallen sie wieder, und unter den Wohnungen der Menschen sind es zumeist die niedrigen, die von Holz gebauten, mit strohgedeckten Dächern, in die sie einziehn und in denen sie fortvibriren. Die Silberglocken der Sage sind's, von denen ich rede. Auch unser Westphalen durchzittern sie, und wenn ihr das Land mit mir durchhorchen wollt, so könnt ihr überall, wo ein abgeschlossenes Waldthal euch aufnimmt, oder wo ihr einsam über die braune, baumlose Haide einherschreitet, oder wo raschelnder Epheu ein morsches Gemäuer umklammert, ihre Töne vernehmen. Wahr ist's, die Sagen unsres Landes haben nicht ganz das Tiefe und Poetische, das die Sagen anderer Gegenden Deutschlands, namentlich die des Rheines, auszeichnet. Keine Lurlei singt auf einem Felsen des Ruhr- oder Weserthals ihre verlockenden Weisen, keinen Roland hat Westphalen, der düstern Blicks im hohen Fensterbogen steht, und hinunter sieht auf das Eiland seiner Liebe, und wenn ihr Nachts an einen schwarzen, schilfumrauschten Waldteich tretet, so harrt ihr vergebens auf die weisse Nonnenhand, die, wie jene des Laacher Sees, flehend emportaucht aus der Tiefe. Die Sagen Westphalens sind derber und einfacher, als die des übrigen Gesamtvaterlandes, ausgestreut aber sind sie, wohin ihr immer lauschen mögt, eine allzeit frische, nie verwelkende Volkspoesie. Durch die Strassen Hamelns zieht Bundting, der seltsame Rattenfänger; in den Kirchenstühlen Corvey's glänzt die todweissagende Lilie; durch die Schlösser des Hauses Lippe schreitet gespenstisch die weisse Frau; tief im Kötterberge blitzt es von Gold und Schätzen, und im Desenberge bei Warburg sitzt verzaubert Karl der Grosse, mit der Krone auf dem Haupte, und dem Scepter in der Hand. In Westphalen schlug er seine Schlachten, am Rhein aber pflanzte er seine Reben, bau'te er seine Pfalzen und Palläste, und ruhte er aus in den Armen der Liebe. Darum auch lässt ihn der Rhein bei

nächtlicher Weile durch die Weinberge schreiten, und seine Trauben segnen; darum lässt er ihn bei Aachen am stillen Wasserspiegel sitzen, und Fastradens gedenken, Westphalen aber bannt ihn in den Desenberg, wo er einst im Sachsenkriege ein unterirdisch Hoflager gehabt haben soll. Da sitzt er und träumt, der Bart wächst ihm durch den Tisch, wie Friedrich dem Rothbart im Kyffhäuser, und gleich diesem wird auch er einst wiederkehren, um Land und Leute von Neuem zu regieren. —

Wenden wir uns nun zuerst nach Minden zurück, das wir von unsrer Höhe herab mit seinen Thürmen und seiner massiven Weserbrücke überschauen. Eine andere Derivation wie die schon angeführte leitet den Namen von dem Worte „Minnen“ her, um der „minniglichen“ Lage der Stadt willen, und stützt sich dabei auf das nahe „Himmelreich“, „Amorkamp“ und „Venusbach,“ (Venebeck jetzt,) eine Erklärung die gewiss so gut ist, wie so manche andre ohne alle Kenntniss der Geschichte und regelrechten Entwicklung unsrer Sprache unternommene. Hat doch schon Meibom, der alte Historiker, ein Gedicht auf Mindens schöne Lage, worin es heisst:

*„Ibi rivi, ibi fontes,
Ibi aquae nec non montes,
Et brutorum pascuae;
Inibi videntur frontes
Dominarum et insontes,
Ibi torrens Wiserae. —*

Dort sind Bäche, dort sind Quellen,
Berge, draus die Wässer schwellen,
Für die Heerden Weideaun;
Dort sind Frauen mit der hellen
Reinen Stirne, dort die Wellen,
Die die Weser strömt, zu schau.“ —

Die ältesten historischen Erinnerungen der Stadt knüpft die Sage an den Sachsenherzog Wittekind, der hier, im Engernlande, seine hauptsächlichsten Besitzungen, auf den Bergeshöhen, welche von der Weserscharte aus gegen Nordwesten sich erstrecken, seine Burgen hatte, bleibt auch sein eigentlicher Wohnsitz unge-

wiss. Da, wo der Dom in Minden steht, habe er, heisst es, ein festes Schloss gehabt, von dem noch ein starker Thurm bis zum Jahre 1613 erhalten worden, wo ihn der Domprobst habe wegräumen lassen; da seien in seinen unterirdischen Verliessen steinerne Säрге, Gerippe und irdene Gefässe gefunden worden. Dass aber Wittekind seinen Hof hergegeben habe zur Erbauung des Christentempels, sei also gekommen: der gewaltige Sachsenführer hatte einst in das Gewand eines Bettlers sich geworfen und so einen Weg in das Lager Karl's, des verderblichen Feindes seines Volk's, des „Kerl's“, gefunden. Hier feierte man das Fest der Auferstehung und Wittekind sah, wie dem Frankenkönige und den Seinen das Brod des Abendmahls gereicht wurde. Bei diesem Anblicke wurden seine Augen aufgethan und er sah in jeder dargereichten Hostie ein wunderschönes Knäblein, bald freundlich, bald traurig, je nachdem der Mensch war, der die Hostie empfing. Da warf der heidnische Held zerknirscht seine Verhüllung ab und trat vor seinen Feind hin, um ihm die Friedensrechte zu bieten, und ihn um Priester zu bitten, die solche Wunder wirken könnten. Karl versprach sie ihm und einen Bischof obendrein: eine weisse Gans bezeichnete den Ort, wo die Cathedrale des Bischofs zu erbauen sei.

Eine gelungene Bearbeitung dieser Sage hat der Graf Platen geliefert, wie sie hier nachfolgt:

Da kaum die Hügel matt erhellte
 Der morgenrothe, lichte Schein,
 Wer schleicht sich in die Zelte
 Des Frankenlagers ein?
 Mit Schritten leise, leise,
 Wie Späherschritte sind,
 Verfolgt er die geheime Reise;
 Das ist der Sachse Wittekind.

Schon focht er wider muth'ge Franken
 Durch lange Jahre bluf'gen Streit,
 Und grollte sonder Wanken
 Dem Herrn der Christenheit;
 Nun schlich er kühn und schnelle
 Zum Feinde sich bei Nacht,
 Vertauschend seine Heldenfelle
 Mit einer feigen Bettlertracht.

Da fühlt er plötzlich sich umrungen
 Von Melodien sanft und weich,
 Gesungen wird, geklungen
 Wird um ihn her zugleich;
 Verwundert eilt er weiter,
 Durchzieht das rüst'ge Heer,
 Da sieht er Beter statt der Streiter,
 Das Kreuz als ihre ganze Wehr.

Weihnachten war herangekommen,
 Der heil'ge Morgen war entglüht,
 Und innig schwoll des frommen,
 Des grossen Karl's Gemüth:
 Zum hohen Tempelbaue
 Liess wölben er sein Zelt,
 Dass er im Land der Heiden schaue
 Die Glorie der Christenwelt.

Hoch über'm Altar prangt und raget
 Ein blauer golddurchwirkter Thron,
 Drauf sitzt die reine Maget,
 Und ihr im Schoss der Sohn.
 Hell schimmert rings das schöne,
 Das heilige Geräth,
 Und alle Farben, alle Töne
 Begrüssen sich mit Majestät.

Schon kniete brünstig, stillandächtig
 Der Kaiser vor dem Hochaltar,
 Mit Grafenkronen prächtig
 Um ihn die Heldenschaar;
 Schon fällt vom Spiel der Lichter
 Ein rosenfarbner Schein
 Auf ihre klaren Angesichter,
 Da tritt der Heide kek hinein.

Er staunt, als er die stolzen Päre
 Mit Karl auf ihren Knien erkennt,
 Damit sie himmlisch nähre
 Das ew'ge Sakrament;
 Doch staunt er dess nicht minder,
 Da sich kein Priester fand,
 Und sieh! es kamen Engelkinder
 Im blüthenweissen Lichtgewand.

Sie boten zum Versöhnungsmahle
 Die Hostie dem Kaiser dar,
 Die auf smaragdner Schaale
 Sie trugen wunderbar:
 Und Jubel füllt die Seelen
 Empfahend Brod und Wein,
 Es dringt ein Lied aus tausend Kehlen
 Vom göttlichen Zugesein.

Der Sachse steht betäubt, er faltet
 Die Hände fromm, sein Aug' ist nass,
 Das hohe Wunder spaltet
 Den heidnisch argen Hass:
 Hin eilt er wo der Haufe
 Mit frohem Blick ihn misst:
 Gib, Karl, dem Wittekind die Taufe,
 Dass er umarme dich als Christ!

Die Sage bezeichnet einen „Königsborn“ bei Minden als die Stelle der Taufe des Sachsenherzogs: da aber diese in Attigni statt fand, so schliesst man mit mehr Recht, dass der Born seinen Namen von Conrad dem Salier erhalten habe, der 1026 zwei Jahre lang in Minden war und einen Reichstag hielt.

So wurde das Bisthum Minden gestiftet, im Jahre 803 oder 780, und nachdem der erste Präsul der neuen Diöcese verschieden war, folgten ihm noch 59 andere, bis Karl's des Grossen Werk umgestürzt wurde, und der Westphälische Frieden die *sella episcopalis* der hohen Domkirche zu Minden vor die Thüre stellte, nachdem sie so lange als Schlummerstuhl für die einst jugendlich blühende, hehre Jungfrau mit dem Schwert in der einen, und dem Kreuz in der andren Hand, mit dem Palmenzweige der Verheissung um das orientalisch dunkle, glänzende Haar, die Idee Karl's des Grossen, gedient hatte. Die Geschichte dieser Bischöfe bietet wenig Interessantes dar: Erwerbungen von Grundeigenthum, Errichtung von Freistühlen der Fehme, Reibungen mit dem Domkapitel, mit der, nach demokratischer Regierungsform strebenden Hauptstadt, später die Unruhen, welche die Verbreitung der Reformation in ihrem Gefolge hat, Fehden mit den Nachbarn u. s. w., das ist es, wovon fast einzig ihre Annalen zu melden haben. Und das ist überhaupt die Geschichte eines solchen Westphälischen Bisthums, die in ihren Grundzügen fast immer dieselbe bleibt, bei Minden so wie

bei Paderborn, den Stiftern Engerns, bei Münster, so wie bei Osnabrück, den Stiftern des eigentlichen Westphalens. Zuerst hat weite unendliche Waldung über der Gegend gelegen, nur gelichtet, wo ein einzelner Hof der Sassen sein Strohdach über den schlechtgefügteten Quadern oder den moosverstopften Balken der rohen Wände erhebt; lange Zeit erst, nachdem das Christenthum jenseits des Rhein's bei den Franken verbreitet worden, wagen seine Apostel sich bis hierhin, um die Nacht der Gegend und den Sinn des Volks zu hellen, und das Wort zu bringen, wo man nichts, als die rohe That kennt. Das geschieht um die Zeit zumeist, wo die ersten Karolinger das Frankenreich beherrschen, im siebenten Jahrhundert. Die Apostel kommen aus Franken, am häufigsten aber aus Irland oder England herüber, wo schon seit Pabst Gregor dem Grossen, durch die Ueberzeugung und friedliche Belehrung verbreitet, das Christenthum blüht: es ist wunderbar, wie überhaupt jene britischen Inseln uns voraus gewesen sind, wo immer ein neues Werden, eine neue Erscheinung der welthistorischen Idee für Jahrhunderte sich vorbereitet. Sie haben uns aus Irland die ersten Apostel des Christenthums gesandt: sie haben in Wicklef den Anfang der Reformation bezeichnet, dann in Baco von Verulam und Locke die beiden Thorsäulen am Tempel der äusseren Philosophie der neuern Zeit, in Bolingbrocke, Shaftesbury und Andren die ersten Pechfackeln der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, woran später die Französischen Materialisten ihre thörichten Jungfrauen-Lämpchen entzündeten, aufzuweisen: und jetzt, sind sie nicht wieder die Ersten gewesen, welche die industrielle und materielle Richtung unsrer erfindungsreichen Zeit eingeschlagen haben? Ihres politischen Vorgängerthums nicht einmal zu gedenken. Doch dies im Vorübergehen — obwohl wir bei unsrer Wanderung durch Westphalen noch auf Manches stossen werden, was in Klima, Charakter der Einwohner, Sprache und Physiognomie der Gegend an England uns erinnert.

Die christlichen Missionare gewinnen nun durch die begeisterte Macht ihres Wortes, durch die Kraft, die der Wahrheit innewohnt, und den Muth, der sie die Hand an die geweihten Irmensäulen oder die heiligen Eichen legen lässt, dem harten Sinn des Volkes einen Glauben ab, der zuerst noch störrisch mit allerlei wunderlichem Heidenthum gemischt, der christlichen

Lehre mannigfache Concessionen abdringt, dafür aber sich taufen lässt und mithilft an der Erbauung kleiner Waldkapellen, bei denen einer der frommen Männer zurückbleibt zum Dienste des erkannten Gottes. Oft aber werden die Apostel Opfer ihres Eifers: oder sie müssen Tagelang ohne Labung durch die Wälder ziehen, um vor der verfolgenden Rohheit sich zu retten. Fromme Frauen, bei denen ihre Lehre zuerst Eingang gefunden, beherbergen und pflegen sie; sie wirken ein Wunder zu deren Belohnung, wie bei ihrem Grabmale ebenfalls Wunder geschehen. Sagen erhalten uns das Andenken daran; sie verscheuchen die Unzahl schädlicher Vögel, wie Sankt Ludger die wilden Gänse zu Billerbeck, sie lassen Quellen in der Einöde aus Felsen entspringen, heilen Kranke u. s. w., um mit äusserlichem Wohlthun die innere Wohlthat ihres Wortes anzudeuten. Die Poesie zieht in diesen Sagen zum erstenmal durch unsere Eichenwälder, aber nicht wie die spätere Poesie des Mittelalters, eine blühende, in Himmelblau gekleidete und verlockende Jungfrau, die voll selbstbewusster Schöne keck in dem Sattel ihres milchweissen Zelters sich schaukelt und mit ihm durch den Tann einhersprengt, den muthigen Falken auf der Faust, den liebesiechen Minnesänger und den begehrenden ungestümen Paladin in ihrem Gefolge; — es ist die weissverschleierte Gestalt der Legende, die in Nonnentracht und mit dem schwarzen Kreuz auf dem ruhig wallenden Busen ihren nackten Fuss scheu und doch voll tiefinnigen Vertrauens auf das Waldesmoos setzt, und zum Beten niederkniet, wo unter dem düstern Laubdach einer Linde die herzgeformten Blätter ein verwittertes Steinkreuz oder ein Marienbild beschatten. Sie hat keine Epheu- oder Eichenkränze, um ihre Getreuen damit zu krönen; aber wem sie segnend die weisse stigmatisirte Hand auf die Locken legt, um dessen Haupt leuchtet die Glorie des Heiligenscheines: so hat sie die Ewaldsbrüder, die heilige Ida, den heiligen Swibert, des Earl Siegfried von Northumberland Sohn und viele Andre gesegnet.

Karl der Grosse kommt, um mit geharnischter Rechte der Bannerträger des Kreuzes in diesen Gegenden zu werden: aber wenn auch als Eroberer seine Paladine durch die Waldungen Westphalens ziehen, so bringen sie den Krieg doch nur als den Diener des Friedens: nicht wie die Römer, die bis zum Rhein und zur Weser vordrangen, legt der Frankenkönig feste Plätze

und Castelle in dem eroberten Lande an, um es im Zaum zu halten, sondern Kirchen und Stifter werden die Haltplätze seiner Gewalt, und wehrlose Priester die Burgmänner, die sie beschützen sollen. Die Unterwerfung des Landes wurde um so dauernder durch diese Festungen, welche die Gemüther in der Furcht Gottes hielten, nicht die Leiber in Furcht vor Fränkischem Wurfgeschütz, das die Sassische Kraft nach Karl's Tode doch wieder überwältigt hätte. — Auch an Karl's des Grossen Erscheinung knüpft die Legende Wunderwirkungen, wie die Sage mannigfache Mähren; so schlägt er mit einer Gerte einen Felsenblock bei Osnabrück in Stücke, der als heidnischer Opferaltar gedient hatte. —

Dem grossen Karl, dem „aisken Schlächter“ wie ihn die Sachsen in ihren Verwünschungen nannten, soll Westphalen nach A. W. Schlegels Behauptung noch einen Vorzug verdanken, der sich seit vielen Jahren schon, was man auch sonst von dem Lande sagen mag, einer allgemeinen und gerechten Anerkennung erfreut. Schlegel hat davon in seinem Trinklied auf Karl den Grossen also gesungen:

Es lebe Karl der Grosse,
Ein echter deutscher Mann!
Und jeder Deutsche stosse
Mit seinem Becher an!

Am Rüdesheimer Berge
Hat er den Wein gepflanzt,
Wo Nixen sonst und Zwerge
Um Hatto's Thurm getanzt.

Wenn wir den Rheinwein trinken
So werde sein gedacht;
Auch die westphälischen Schinken
Hat er erst aufgebracht.

Er taufte ja die Sachsen;
Es war ein strenges Muss;
Er zog sie bei den Fachsen
Wohl in den Weserfluss.

Die heidnischen Westphalen,
Die schlachteten nicht ein;
Die Mönche drauf befahlen
Ein fett St. Martinsschwein.

Den heil'gen Mann zu ehren,
Hing man sie in den Rauch:
So sah man sich vermehren
Den lobenswerthen Brauch.

Es lebe Karl der Grosse,
Ein echter deutscher Mann!
Und jeder Deutsche stosse
Bei seinem Namen an!

Kehren wir zu unsrer historischen Skizze zurück. — Wo ein bedeutender Hof liegt, wie in Minden der Wittekind's, oder wo mehrere zusammenlagen, wie die vier Höfe an der Stelle, wo jetzt Münster steht, wo schon früher Gottesdienst, wenn auch heidnischer, gehalten wurde, da wird der Bischofssitz errichtet, und die Kirche erbaut, wo durch ein wunderbares Ereigniss, das nächtliche Leuchten einer Flamme z. B., die als *second sight* die ewige Lampe in dem zu erbauenden Gotteshause vorbedeutet, der Ort angezeigt wird. Wie nun eine Stadt umher ersteht, wie der Bischof zu der Ausübung seiner rein geistigen Mission nach und nach auch die weltliche des Grafenamts in seinem Gau fügt und endlich Landesherr wird: wie die alte Regel des Zusammenlebens der Domgeistlichen umgangen und Chrodegang's von Metz Vorschriften über die klösterliche Einrichtung der Stifter vergessen werden u. s. w., wird in der allgemeinen Geschichte des Deutschen Reiches erzählt. Die Deutsche Reichsgewalt und ihr Träger hatten wenig Macht über die Westphälischen Verhältnisse; die Sitze der Kaiser waren entfernt, und der Weg zu ihnen weit: man sagt ja, ein Bischof von Osnabrück habe ein volles Jahr Zeit gebraucht, um sich gen Worms zu Kaiser und Reichstag auf den unwirthbaren und unsichern Strassen durchzuarbeiten: so hiess es auch für Westphalen: *procul a Jove, procul a fulmine*, und Fehden und Raufereien, Sengen und Brennen durchtobten desto toller und wilder das Land. Die benachbarten Dynasten sind es, die unter sich oder verbündet gegen das Stift den Kampf beginnen; die Bischöfe treten als friedenwirkende Vermittler oder als Sühner und Rächer begangener Unbilden darin auf, wenn sie

nicht selbst angegriffen — oft von dem eignen Schirmvogt ihrer Kirche — sich in den Stegreif erheben und den Hirtenstab mit dem Schwerte, die Inful mit dem Helm vertauschen. Sie sind meist siegreich in diesen Fehden, wenn nicht etwa ein Friedrich von Isenburg meuchlerisch sie erschlägt, wie den heiligen Engelbert von Köln; — sie wissen dann auch den Sieg zu benutzen, wie davon die Burggrafschaft Stromberg, und die schönsten Besitzungen der Grafen von Tecklenburg zeugen, die unter die Herrschaft des Krummstabs gebracht wurden mit gewaffneter Hand. So auch Ottenstein, die feste Burg des Grafen von Solms, die Bischof Otto IV. von Münster acht Jahre lang belagerte und endlich durch Hunger zu der Capitulation zwang, die Weiber sollten frei mit so vielem ihrer Habe, als sie zu tragen vermöchten, ausziehen, die Männer aber sich gefangen geben. Als darauf das Thor der Feste sich erschloss, sah man eine schöne kräftige Jungfrau mit einem schweren Manne auf ihren Schultern, in ihrer Schürze werthvolle Urkunden und Geschmeide, herausschreiten: es war die Tochter des Grafen Heinrich, die so ihren Vater aus den Händen des grimmen Bischofs, den man den Hector Westphalens nannte, rettete und gegen seinen Unwillen Schutz bei dem in der Nähe mit vielen Reisigen haltenden Geliebten, dem jungen Grafen von Steinfurt fand, der jetzt nicht zögerte, sie auf seine Burg heimzuführen.

Einen langwierigen und öfter gegen sie ausschlagenden Kampf hatten die Bischöfe mit den Hauptstädten ihres Landes zu bestehen: die Westphälischen Städte waren fast alle in den Bund der Hansa aufgenommen und wurden blühend und reich dadurch; das Bewusstsein ihrer immer wachsenden Macht leitete sie bald zu dem Streben nach der Freiheit, welche die corporative Tendenz des Mittelalters im Auge hatte, und welche so manche unabhängige Stadt im deutschen Reiche besass: so entzogen sie sich nach und nach dem Grafenamt, oder der Territorial-Hoheit des Bischofs und beförderten die Fehmgerichte, um der geistlichen Jurisdiction sich zu entziehen: unterdess bildete sich, meist nach dem Muster des Soester oder Magdeburger Stadtrechts, ihre innere Verfassung aus, gewöhnlich von aristokratischen Formen zu demokratischen übergehend; den Bischöfen aber blieb in ihrer eignen Hauptstadt oft nicht das Recht des Uebernachtens und daher kam es, dass die von Minden in Petershagen, die von

Osnabrück in Iburg, Fürstenau, auf der Petersburg, die von Paderborn in Neuhaus, die von Münster endlich allenthalben, nur nicht in Münster residirten. Doch wusste in dem letztgenannten Stifte die Energie Christoph Bernhards von Galen alle Rechte und Ansprüche des bischöflichen Stuhles gegen die Hauptstadt auf eine so unwiderstehliche Weise geltend zu machen, dass der stolze Senat sich endlich sogar gefallen liess, einmal im Jahre bei einer Prozession hinter den Schülern einherzuschreiten.

Die Reformation dringt endlich auch bis in das gläubige Westphalen und mit ihr kommt eine Zeit voll Wirren und Unruhe; das neue Licht geht nicht wie eine milde Sonne in ruhiger, unnahbarer Majestät auf, sondern es offenbart sich wie ein Wetterleuchten im Sturme, es kommt dem Blitze gleich, der ein blutigrothes Kreuz durch die Wolken wettet: dem geschichtlichen Verlaufe dieser Erscheinung aber haben wir im allgemeinen hier nicht mehr zu folgen, hier, wo wir das Pittoreske und die Romantik des Landes und seiner Geschichte aufsuchen; die Reformation ist ja das Antiromantische.

Die Geschichte des Bisthums und der Stadt Minden ist von diesem allgemeinen Verlaufe durch wenig andres ausgenommen, als eine Achtserklärung etwa, die Karl V. über die Bürger, als Genossen des Schmalkaldischen Bundes und Räuber an den Besitzthümern der Kirche, verhängte. Nach der Bestimmung des Westphälischen Friedens kam die Stadt und das Fürstenthum an Churbrandenburg; am 15. October 1649 trat der schwarze Adler an die Stelle der zwei gekreuzten silbernen Schlüssel im rothen Felde, dem Wappen der Stadt, und am 1. Februar 1650 nahm der grosse Kurfürst persönlich die Huldigung entgegen. — Im Jahre 1759 wurde ein Französisches Heer unter Contades, 85000 Mann stark, in der Ebene südlich von Minden vom Herzog Ferdinand von Braunschweig geschlagen.

Unter den Gebäuden Mindens zeichnet sich nur der Dom aus, und auch der ist eben kein Muster von der hohen Vollendung, welche die Baukunst des Mittelalters da, wo sie, „versteinerte Musik“ schaffte, sonst erreichte. Im Jahre 1062 zerstörte eine grosse Feuersbrunst, als gerade Kaiser Heinrich IV. in Minden sich aufhielt, die früher an der Stelle stehende kleinere Kirche, die dem heiligen Gorgonius, Laurentius und Alexander geweiht war: da bauete man die jetzige Cathedrale in ungefähr zehn Jah-

ren auf und suchte den einfachen Structuren im vorgothischen Geschmacke durch grossartige Dimensionen das Imponirende zu geben, das uns anweht, wenn die hohen gelben Quadermauern der Wände und die Kreuzgewölbe der von hohen Pfeilern getragenen Decke uns umfassen. Das Domkapitel hat das Bisthum überlebt. In dem Homagialrecesse von 1650 bestätigt, ward es erst 1808 aufgehoben. Andre Stifter hatte Minden mehrere, darunter das Chorherrnstift zu St. Martin und das (seit der Reformation) freiweltliche adliche Fräuleinstift zu St. Marien. In der Martins-Kirche wird ein Gemälde gezeigt, das man Lucas Krnach zuschreibt. In Minden befindet sich ausserdem eine Privatsammlung ganz ausgezeichnete Bilder altdeutscher Schule, auf welche wir beim Geburtsorte Israel's von Meckenen, des Goldschmids von Bocholt und bei Gelegenheit des Liesborner Meisters zurückkommen werden. — Wenden wir nun das Auge ab von den Thürmen und Bastionen der besprochenen Stadt und von den Erinnerungen aus alter Zeit, welche sich für uns daran geknüpft haben und lassen es den ruhigen Spiegel der Weser hinaufgleiten, die von der Porta an durch eine fruchtbare bebaute Ebene ihre Wässer den Bogen der Mindener Brücke zuwälzt. Vor uns in der Porta, höchst malerisch am rechten Weserufer an dem Berge sich hinaufziehend, welcher der letzte Höhenpunkt des Süntelgebirges ist und den man nach einem früher darauf angesiedelten Invaliden den Jacobsberg genannt hat — liegt Hausberge, das „Haus der edlen Herrn vom Berge“, eines mächtigen Geschlechts, das bis zu seinem Erlöschen am Ende des 14. Jahrhunderts die erbliche Schutzvogtei über die Mindensche Kirche besass, und als Nachkommen Wittekinds, dessen Namen fast alle Glieder der Familie trugen, betrachtet wurde. Es gehörte wenigstens zu den wenigen altsächsischen Geschlechtern, die sich trotz der karolingischen Eroberung und des Fränkischen einwandernden Adels in ihren Sitzen erhielten: denn unser Westphälischer Adel ist fast insgesamt fränkisch. Der Stammsitz der Herrn vom Berge scheint ursprünglich auf der Höhe gelegen zu haben, welche uns als Warte dient, und in Urkunden als *mons Wedigonis* mit einem *castellum Widegenborch* vorkommt. Dieser Berg hat uns fast 800 Fuss über den Weserspiegel empor getragen, und bildet die erste wie die höchste Spitze des „Wiebengebirgs.“ Minoritenmönche erbauten im 13. Jahrhundert

die Margarethenklause darauf: im 10. Jahrhundert lebte am Wedigensteine, wie noch jetzt das am Fusse des Wittekindsberges halb im Walde versteckte Gehöft heisst, eine fromme Frau, Theutwif, welche gleichgesinnte Frauen um sich sammelte, um mit ihnen nach der Regel des heiligen Benedikt dort ihr Leben dem Gebete zu weihen. Bischof Milo baute ihnen ein Kloster, das aber bald verlassen wurde, um in der Stadt selbst sich anzusiedeln, wo das Fräuleinstift zu St. Marien daraus entstanden ist. Man hat das bekannte schöne Volkslied vom Fräulein vom Berge an diese Oertlichkeit, die Ruinen des Schlosses in Hausberge und das jetzt verschwundene Kloster vom Wittekindsberge, geknüpft.

Wir wandern nun an den Gestaden der Weser hinauf in südlicher Richtung, und gelangen so zuerst nach Rehme, einer reichen Saline, in deren Nähe die aus dem Teutoburger-Walde an Herford vorbeifliessende Werre sich in die Weser mündet — dann nach Vlotho, der „Fluthau“, einem reizend liegenden Städtchen am Fusse eines Berges, der die Ruinen eines früheren Amtshauses trägt. Die Gebirge engen den Strom hier ein und bilden eine der schönsten Stellen seines Thales. Weiter schreitend in den alten Gau Osterburg hinein, den die Weser vom jenseitigen Buckigau scheidet, gewahren wir die Höhe von Varenholz auf Lippischem Gebiete, mit seinem Schlosse, das 1595 Graf Simon VI. von der Lippe mit Benutzung der Reste einer alten sächsischen Burg erbaute, welche hier vor dem Walde, „vor'n Holte“ stand, woher der jetzige Name. Die Berge weichen hier von der Weser auf dem linken Ufer zurück; die nächste Stadt, welche der Fluss bespült, Rinteln, liegt in einer Ebene. In dem Schlosse zu Varenholz soll sich die weisse Frau zeigen, die auch in den andern Schlössern des Lippeschen Fürstengeschlechts umgeht. Die Stadt Rinteln war lange der Sitz einer Universität, aber es scheint nicht, dass das Licht, welches von ihr ausging je ein helleuchtendes gewesen sei, es würde sonst die blutigen Flammen der Scheiterhaufen nicht neben sich geduldet haben, die man im siebenzehnten Jahrhundert mit solcher Wuth in dieser Musenstadt schürte, dass kein altes Mütterchen ihres Lebens sicher war. In den Jahren 1653 bis 60 soll der weise und fürsichtige Stadtrath von Rinteln diese evangelisch-lutherischen Auto-da-fe's in solcher Anzahl und mit einer

Grausamkeit gefeiert haben, dass sie den Blutfesten des spanischen Wuthglaubens nichts nachgeben. War es deshalb, dass grade in Rinteln der edle Spee 1631 sein berühmtes Werk: *cautis criminalis contra sagas*, herausgab? Man weiss nur, dass es dort wenig fruchtete.

Hinter Rinteln bilden auf dem rechten Weserufer die jähren und steilen Höhenzüge des Süntels (Sunthal, Sonnenthal, wie man etymologisirt), auf dem linken die mehr sich abflachenden Gebirge, die vom Osning oder Teutoburger Walde aus durch das Lippische bis hierher sich ziehen, eines der schönsten Stromthäler in Deutschland. Die höchst malerischen Punkte des Paschen- oder Osterberges mit dem alten Schlosse, die Schaumburg, des Hohenstein's, der wie der Stammvater des ganzen Süntelgebirgs ragt, des Wasserfalls bei Langenfeld darzustellen, muss ich dem Crayon und dem Grabstichel überlassen; und auch sie können den Zauber nicht wiedergeben, den dies gesegnete wunderschöne Thal mit seinen frischen reichbelaubten Waldhöhen, mit seinen fruchtbaren Stromgestaden auf uns übt. Der Blick schweift von der Höhe des Paschenberges über die ganze herrliche Landschaft von den Porta-Bergen bis nach Hameln, das mit seinen Thürmen am Horizonte auftaucht: gegen Nordost ragen die Gipfel des Deistergebirges, südwestlich ihnen gegenüber die Hügelrücken Pyrmonts und des Lipper Waldes, ja bei heitrem Himmel im Osten wolkenhaft, ganz in die blaue Ferne gerückt, die Spitze des Brockens empor; unten schlängelt sich in behaglicher Ruhe der Fluss, von Hameln bis Rinteln nach Nordwesten, von da bis gen Vlotho ganz nach Westen strebend. — Aber man wähle, welchen Standpunkt man will, auf der Lüdener Klippe, auf dem Hohenstein, auf der kahlen Halde des Papenbrinks, überall blickt man hinab auf ein Gefilde, das mit Recht das des Sonnenthals heisst. Die Geschichte und die Sage hat diese Landschaft sich geweiht; hier, wo das Gebiet der Cherusker mit dem der Angrivarier zusammenstiess, wurde die Schlacht des Germanikus auf dem Felde Idistavisus (von Stau, Marschland, Visi, Wiese und Jda, Klippe, Fels, also Felsenstauwiese?) geschlagen; an derselben Stelle wurden Karl's des Grossen Feldherren Adalgis Geilo und Warand sammt ihren Frankenschaaren von Wittekind vernichtet; in neuerer Zeit bluteten hier, beim Segelhorster Berg, 1633, die liguistischen Heer-



JOER HOHENSTEIN.

Lepzig, A. Junfermann Verlag

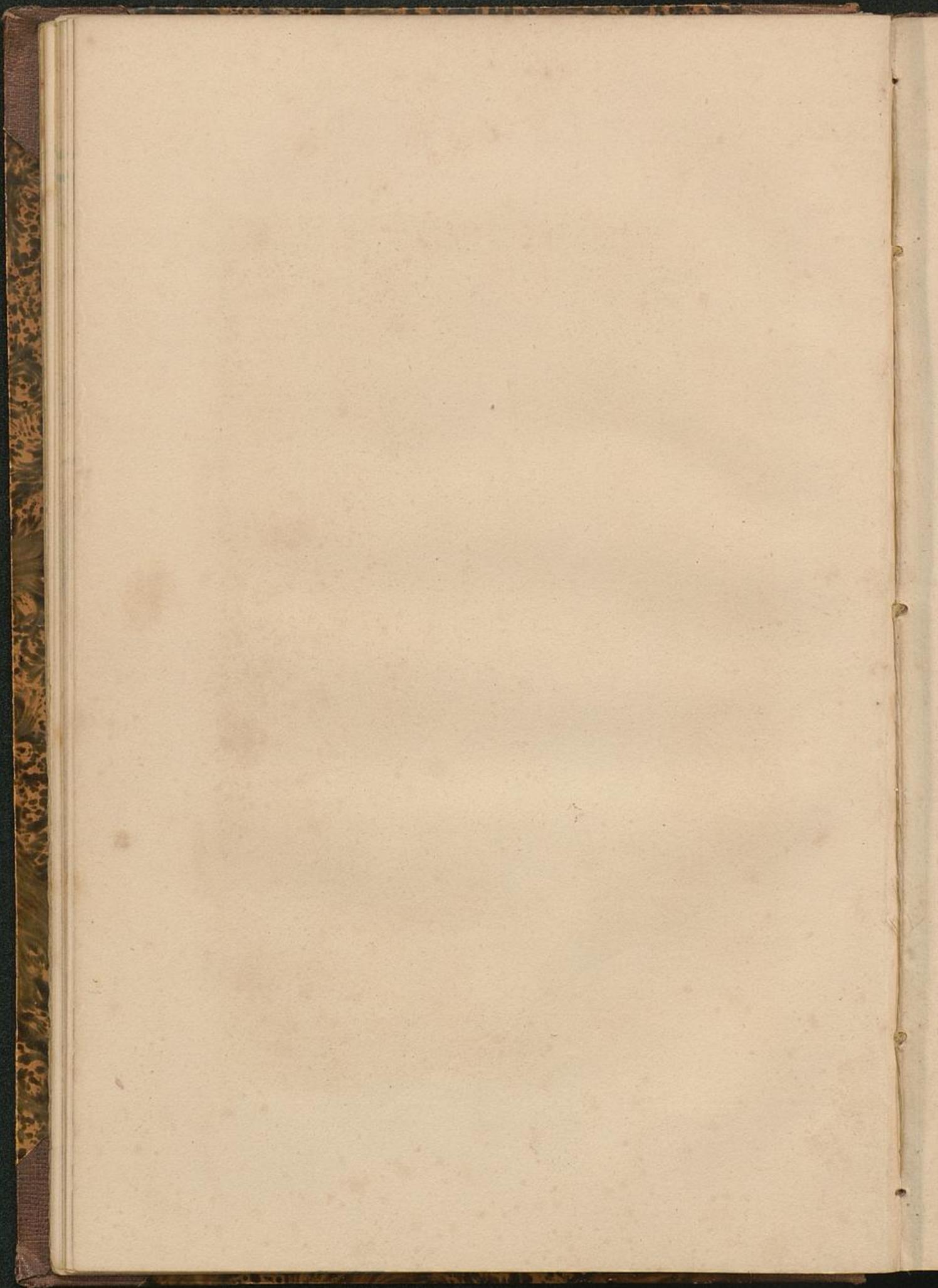
Grausamkeit gefeiert haben, dass sie den Blutfesten des spanischen Wuthglaubens nichts nachgeben. War es deshalb, dass grade in Rinteln der edle Spee 1631 sein berühmtes Werk: *cautis criminalis contra sagas*, herausgab? Man weiss nur, dass es dort wenig fruchtete.

Hinter Rinteln bilden auf dem rechten Weserufer die jähren und steilen Höhenzüge des Süntels (Sunthal, Sonnenthal, wie man etymologisirt), auf dem linken die mehr sich abflachenden Gebirge, die vom Osning oder Teutoburger Walde aus durch das Lippische bis hierher sich ziehen, eines der schönsten Stromthäler in Deutschland. Die höchst malerischen Punkte des Paschen- oder Osterberges mit dem alten Schlosse, die Schaumburg, des Hohestein's, der wie der Stammvater des ganzen Süntelgebirgs ragt, des Wasserfalls bei Langenfeld darzustellen, muss ich dem Crayon und dem Grabstichel überlassen; und auch sie können den Zauber nicht wiedergeben, den dies gesegnete wanderschöne Thal mit seinen frischen reichbelaubten Waldhöhen, mit seinen fruchtbaren Stromgestaden auf uns übt. Der Blick schweift von der Höhe des Paschenberges über die ganze herrliche Landschaft von den Porta-Bergen bis nach Hameln, das mit seinen Thürmen am Horizonte auftaucht: gegen Nordost ragen die Gipfel des Deistergebirges, südwestlich ihnen gegenüber die Hügelrücken Pyramonts und des Lipper Waldes, ja bei heilem Himmel im Osten wolkenhaft, ganz in die blaue Ferne gerückt, die Spitze des Broekens empor; unten schlängelt sich in behaglicher Ruhe der Fluss, von Hameln bis Rinteln nach Nordwesten, von da bis gen Vlotho ganz nach Westen strebend. — Aber man wähle, welchen Standpunkt man will, auf der Lüdener Klippe, auf dem Hohenstein, auf der kahlen Halde des Papenbrinks, überall blickt man hinab auf ein Gefilde, das mit Recht das des Sonnenthals heisst. Die Geschichte und die Sage hat diese Landschaft sich geweiht; hier, wo das Gebiet der Cherusker mit dem der Angrivarier zusammenschoss, wurde die Schlacht des Germanicus auf dem Felde Illistavins (von Stau, Marschland, Visi, Wieso und Jda, Klippe, Fels, also Felsenstauwiese?) geschlagen; an derselben Stelle wurden Karl's des Grossen Feldherren, Adalgis Geilo und Warand sammt ihren Frankenschaaren von Wittekind vernichtet; in neuerer Zeit bluteten hier, beim Segelhorster Berg, 1633, die hugenottischen Heer-



TOUR HOHENSTEIN.

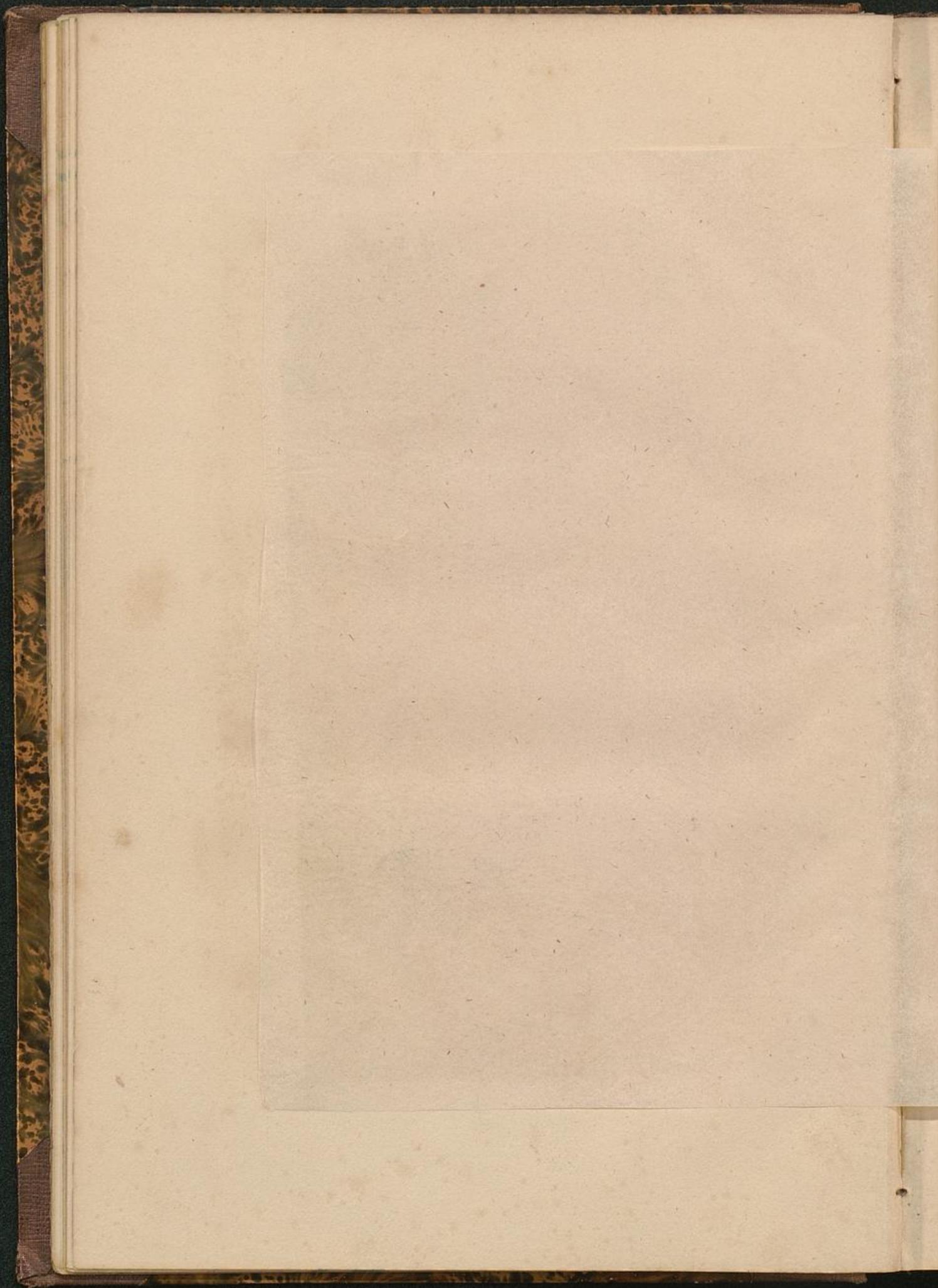
Lepsius, A. J. J. Verlag





WASSERFALL BY LANGENFELD

Leipzig & Erlg. Kurtz, 1852.



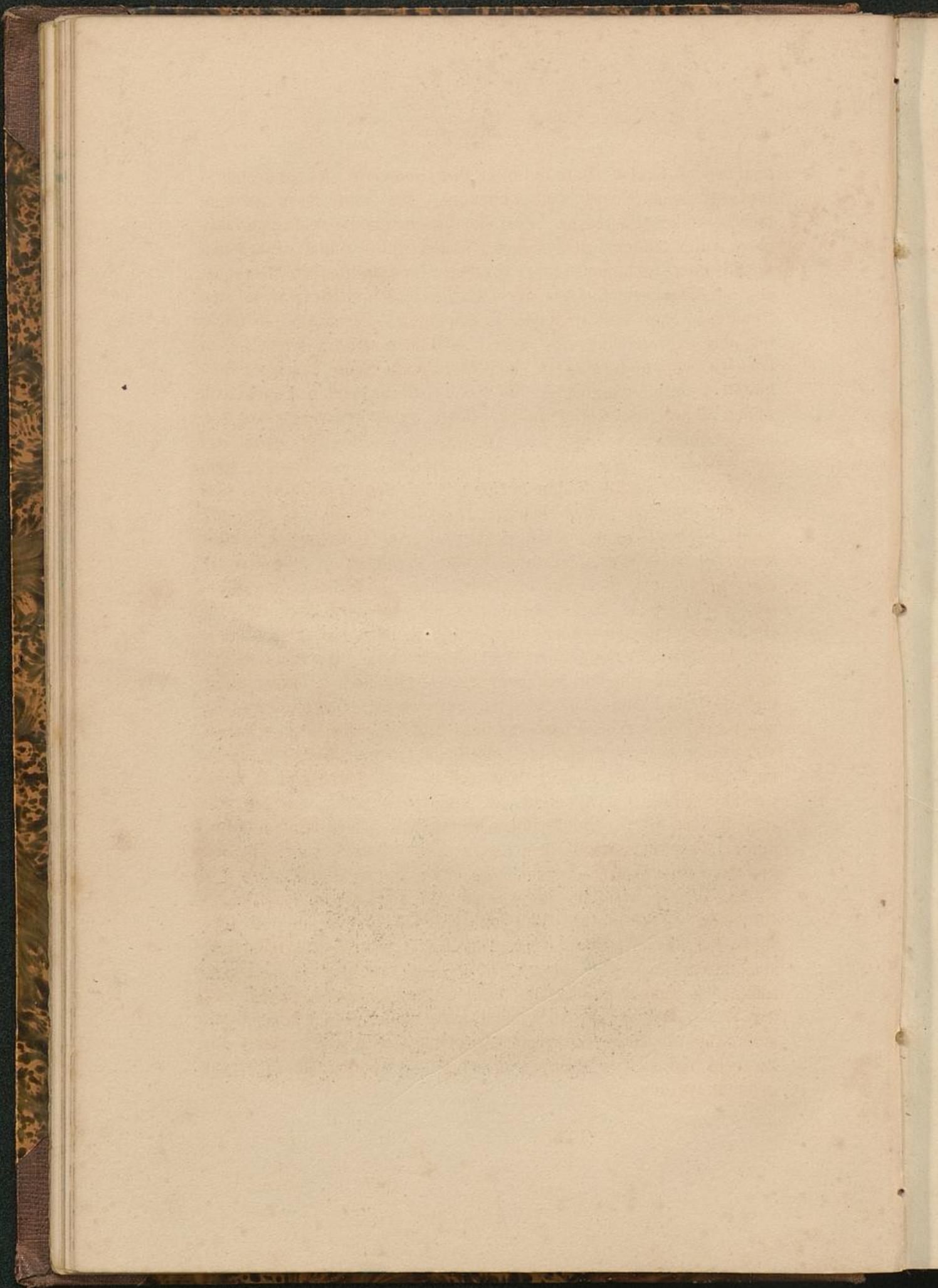


C. Schleichum del.

A.H. Payne sculp.

WASSERFALL BEY LANGENFELD

Leping & Engel, Kunst-Anstalt



haufen des Grafen Merode unter dem Schwerte des protestantischen Herzogs Georg von Lüneburg. Die Sage lässt auf dem Pascha- oder Osterberge, dem die flammende Feier des christlichen Auferstehungsfestes seinen Namen gab, schon früher den heidnischen Lichtdienst der Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichts, der Ostara, halten. Sie war ja eine freudige, eine heilbringende Erscheinung, deren Begriff leicht für das Auferstehungsfest des christlichen Gottes von seinen Dienern verwandt werden konnte. Noch lange nachher behauptete der Volksglaube, die Sonne thue beim Aufgehen am ersten Ostertage drei Freudensprünge, das Wasser, das man am Ostermorgen schöpfe, sei heilig und heilkräftig, wie das der Weihnacht. Weissgekleidete Jungfrauen, die sich auf Ostern, zur Zeit des einkehrenden Frühlings, in den Felsenklüften und auf den Bergen sehen lassen, gemahnen noch an die alte Göttin. (S. J. Grimm Myth. S. 182.) Auf den Bergen umher haben ehemals Riesen gewohnt, und sind hinüber und herüber geschritten über den Strom, oder haben sich Bälle zugeworfen, von einem Berge zum andern. In der Nähe ist eine Höhle, das Mönken- oder Mümkenloch; darin hauste einst eine wunderschöne Zwergin oder Wichtelweibchen; das verliebte sich in den Grafen von der Schauenburg, der in ihren Gründen jagte, und warf ihre zauberhaften Netze um den schmucken Ritter so geschickt, dass er sich bethören liess und täglich sich wegschlich von seiner braven Gemahlin, um seine reizende kleine Buhlerin zu sehen. Die Gräfin aber war schlau und durchschaute ihren Gemahl; eines Tages folgte sie ungesehen seinen Gängen und fand in der Mümkenhöhle ihn schlummernd, sein Haupt mit dem dunklen Lockenhaar auf dem Busen der verliebten Elfe, die neben ihm schlafend auf dem Mooslager ruhte. Da schlich die Gräfin leise sich näher und schnitt eine Locke von dem langen Goldhaar der Verführerin und eilte rasch dann auf die Burg zurück, um weinend ihren Raub, den Beweis, dass er durchschaut sei, ihrem Gemahl zu zeigen. Da ging der Graf in sich und fühlte den Zauber gelöst und erhielt Verzeihung von seinem edlen Weibe; als er nun aber nicht mehr zu der Höhle kam, hörte man Nachts die herzerreissenden Klage töne der verlassenen Zwergin die Burg umschwirren, bis sie endlich durch Gebet gebannt wurden.

Die Burg auf dem Nesselberge, einem Vorberge des Paseschenberges, wurde 1030 von einem Grafen Adolph, der über den Bückigau gebot, erbaut und weil er von ihr seine Besitzungen überschaute, die Schauenburg genannt. Später diente sie, als das Geschlecht dieses Grafen Holstein zum Lehn bekam, zum Jagdschloss oder zum Wittwensitze. Merian bildet sie um das Jahr 1640 noch mit Thürmen und Mauern ab. —

Doch soll ich das ganze Thal beschreiben, die einzelnen Trümmer seiner Burgen euch aufzählen und die Spitzen der Kirchthürme, die ihr im Strom sich spiegeln seht? Soll ich beschreiben, wie es erscheint, wenn Regenwolken ihre flockigen Nebel um die bewaldeten Berggipfel ziehen, oder den Höhen ihr struppig Haupthaar über Nacht vom Reife gebleicht ist, als wäre ein unendlicher Kummer über sie gekommen, dass ihre goldene Zeit, die Zeit der Vergoldung vom Abendsonnenschein und von dem schönen gelben und rothen Laube des Herbstes, nun geschwunden sei? Oder soll ich beschreiben, wie dunkle Gewitter drüber niederhängen und um die hell mit ihrem Mauerwerk hervortretenden Burgruinen die Stürme tosen, dann auch das letzte Sonnenschlaglicht schwindet und nun die Blitze züngelnd um die gefesteten Riesenhäupter der Stromeswächter zucken? Wie lachend endlich es am hellen Tage, wenn der Sonnenstrahl in den leise bewegten Wellen der Weser aufglitzert und das Auge weithin durch die Bläue der goldig heitern Lüfte dringt, vor euren Blicken daliegt? Ich vermag nicht, wie ein greiser Zauberer aus alten Gedichten Sturm und Ungewitter oder den heitern Sonnenschein des Lenzes zu beschwören; wär' ich auch ein Gärtner im Lande des Frühlings, eines ewigen Frühlings, ich könnte doch nur einzelne Knospen darin pflegen und für euch abbrechen, nicht den Frühling vor euren Augen in's Land ziehen lassen. Ihr müsst selbst dies Thal und diese Höhen, den Osterberg und die Schaumburg und den Hohenstein, den Wasserfall zu Langenfeld und die in der Gebirgsschlucht versteckte Arensburg besuchen, um eure Brust von dem ganzen Zauber dieses Thales anhauchen und durchziehen zu lassen, um die süsse Luft der Freiheit zu athmen and euch Flügel zu erträumen, die euch hinunter trügen bis auf die schaukelnde Woge des Stroms, die euch erlaubten, auf den dichten buschigen Laubwipfeln euch zu wiegen, Tage, Monden lang, bis in „selige Ver-



A. H. Payne. sculp.

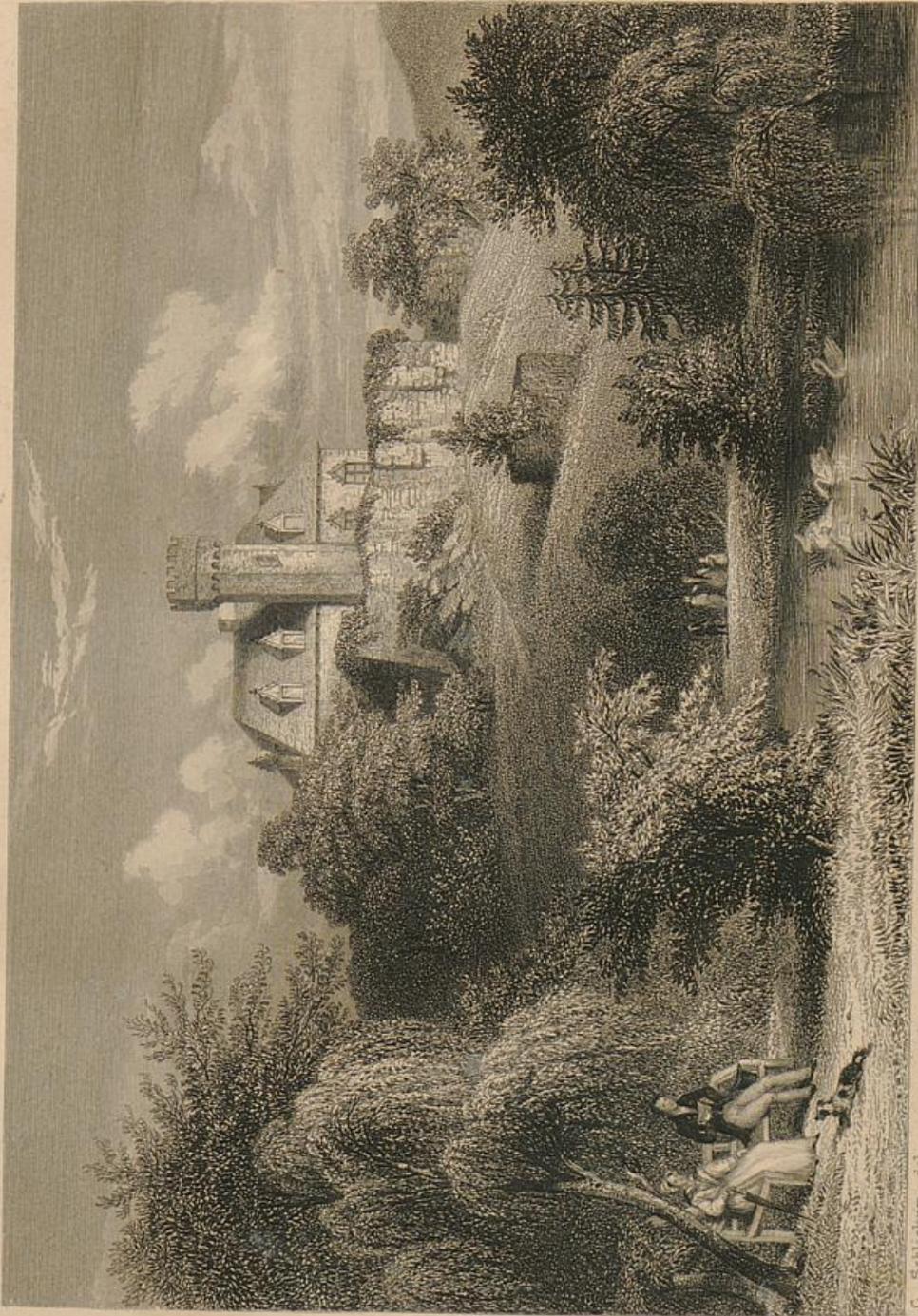
DIE ARHENSBERG.

Leipzig. d. Engl. Kunst-Anstalt.

C. Schickel. del.

Die Burg auf dem Nesselberge, einem Vorberge des Tasschenberges, wurde 1030 von einem Grafen Adolph, der über den Büchigau gebot, erbaut und weil er von ihr seine Besitzungen überschaute, die Schauenburg genannt. Später diente sie, als das Geschlecht dieses Grafen Holstein zum Lehn bekam, zum Jagd-schloss oder zum Wittwensitze. Merian bildet sie um das Jahr 1640 noch mit Thürmen und Mauern ab. —

Doch soll ich das ganze Thal beschreiben, die einzelnen Trümmer seiner Burgen euch aufzählen und die Spitzen der Kirchthürme, die ihr im Strom sich spiegeln seht? Soll ich beschreiben, wie es erscheint, wenn Regenwolken ihre flockigen Nebel um die bewaldeten Berggipfel ziehen, oder den Höhen ihr struppig Haupthaar über Nacht vom Reife gebleicht ist, als wäre ein unendlicher Kummer über sie gekommen, dass ihre goldene Zeit, die Zeit der Vergoldung vom Abendsonnenschein und von dem schönen gelben und rothen Laube des Herbstes, nun geschwunden sei? Oder soll ich beschreiben, wie dunkle Gewitter drüber niederhängen und um die hell mit ihrem Mauerwerk hervortretenden Burgruinen die Stürme tosen, dann auch das letzte Sonnensohlaglicht schwindet und nun die Blitze züngelnd um die gefesteten Riesenköpfe der Stromeswächter zucken? Wie lachet endlich es am hellen Tage, wenn der Sonnenstrahl in den leise bewegten Wellen der Wesel aufglitzert und das Auge weitins durch die Bläue der goldig heimern Lufte dringt, vor euren Blicken dahiegt? Ich vermag nicht, wie ein greiser Zauberer aus allen Gedichten Sturm und Ungewitter oder den heitern Sonnenschein des Lenzes zu beschwören; wär' ich auch ein Gärtner im Lande des Frühlings, eines ewigen Frühlings, ich könnte doch nur einzelne Knospen darin pflegen und für euch abbrechen, nicht den Frühling vor euren Augen in's Land ziehen lassen. Ihr müsst selbst dies Thal und diese Höhen, den Osterberg und die Schaumburg und den Hohenstein, den Wassortell zu Langenfeld und die in der Gebirgsschlucht erstarrte Arensburg besuchen, um eure Brust von dem ganzen Zauber dieses Thales anhauchen und durchziehen zu lassen, um die süsse Luft der Freiheit zu athmen und euch Klügel zu erträumen, die euch hinunter trügen bis auf die schaukelnde Woge des Stroms, die euch erlauben, auf den dichten buschigen Laubwipfeln euch zu wiegen, Tage, Monden lang, bis in „selige Ver-



A. H. Payne sculpt

C. Schickum del.

IDEH ARENSBURG.

Leipzig d. Engl. Kunst-Anstalt.

schollenheit“ hinein! Ihr müsst selbst hier fühlen, was in den Versen ausgedrückt ist:

— — — — — dann in
 Die Luft zu dringen, in die Sonnengluth
 Des Abends mich zu tauchen, wie ein Geist,
 Der ird'schen Fesseln und des Staubes baar,
 Leicht alle Elemente zu durchschweben,
 Des Himmels gold'nes Licht, der Ströme Fluth —
 Das All durchwebend, selbst das All zu sein
 Und wie der Urkraft Odem zu beherrschen —
 Drängt es mich wunderbar, wenn ich bewegt
 Vom Söller weit in diese Thäler sehe,
 Die in der Schönheit Leuchten sich gewandert.

Oder wenn in den freien Lüften, die weich und schmeichelnd euch anwehen, die alte ewige Freiheit ihre Liebesboten an euer Herz sendet, dann sagt auch ihr euch hier wohl, was der tief-sinnige Brite Coleridge an einer solchen Stelle empfand:

Nicht aus dem Joche kann der Slav sich retten,
 Der willig fröhnt, der Wüstling, der zerschlägt
 In tollem Spiel die Fesseln nur und trägt
 Der Freiheit Namen auf gewicht'gern Ketten:

— — — — —
 Dort fühl' ich Freiheit! — auf dem Klippenhang,
 Dess Fichtenhain, vom Lufthauch kaum berührt,
 Harmonisch mit des Meeres Murneln sang,
 Stand ich und schaute, tief dem All verbunden,
 Durch Erd' und Meer und Luft, wie rings umwunden,
 Wie von der tiefsten Lieb' hinabgeführt;
 Dort, Freiheit, hat dich meine Seel' empfunden!

Man nimmt in Deutschland gewöhnlich den Rhein mit seinen Gestaden zum Massstab für jedes andere schöne Stromthal. Mit ihm verglichen hat die Weser weniger grossartige und wildromantische Parthien; ihre Gebirgsmassen sind weniger zusammengedrängt; aber sie ist idyllischer, farbreicher und hat auch die tieftrüben Verliesse des Rheines nicht, wo die schwarzen Schieferfelsen, bedeckt von der höchst kümmerlichen Vegetation der Rebengärten, euch in ihren engen Kesseln von der Welt für ewig zu sondern scheinen; die Weser ist überall ein freundlicher Fluss; sie schlängelt sich durch ein offenes helles Gefilde, mit voller Freiheit der Bewegung, denn die errichteten Grundgesetze für ihren

Lauf, die Bergeszüge, scheinen sich nach ihr gerichtet zu haben, nicht sie von ihnen bestimmt worden zu sein. Ich möchte die Weser im Gegensatz zum Rheine deshalb den protestantischen Fluss Deutschlands nennen, und den letztern den katholischen. Wo der Weser die Autorität der Gewalt in den Bergmassen der Porta westphalica entgegengetreten ist, da scheint sie ihren dreissigjährigen Krieg geführt und endlich die Anerkennung ihres freien Princips errungen zu haben; der Rhein dagegen ist der katholische Strom Deutschlands; er spiegelt nicht allein die schönsten Dome, die Münster von Speier und Köln und Mainz in seinen Wogen, er ist ultramontane, er gibt sich in seinen Windungen den Gesetzen hin, welche Gott ihm für seinen Lebenslauf in den steinernen Tafeln seiner Felsenwände offenbart hat: was er an Bergen und Klippen bespült, trägt zudem die Trümmer mittelalttriger Herrlichkeit, die finster und klagend hineinschauen in die moderne Völkerwanderung da unten, welche einen so bunten, schreienden Contrast mit seinem einfach düstern Charakter bildet. Ich habe hier die pittoreske Parthie des Rhein's, welche am meisten bewundert wird, von Bingen bis Coblenz, im Auge, eine Strecke, die mir immer wie vor Gram und Galle über das neue modernflüchtige und blaudunstige Leben, das tagtäglich jetzt auf tosenden Dampfschiffen über die Wasserbahn zieht, alt und grau geworden schien. Ich glaube, man müsste den Rhein dort schliessen und ihn Jahrelang ungestört lassen, dass er an's Licht gebären könnte, was in den dunklen Klüften brütet; die zusammengesunkenen Felsen würden in jugendlicher Kraft sich aufrichten und mit lichterem üppigerem Laube neu ihre Wände begrünen und ein frisches blühendes Leben in ihre dunklen Kessel einziehen lassen. Was hätte die Lurlei Eiligeres zu thun, wenn man sie ungestört liesse, als auf's Neue ihren alten romantischen Spuck mit aller Fährlichkeit der verlockenden tiefwehmüthigen Zauberklänge zu beginnen? Und mit den Klängen aus der alten verschwundenen Zeit, mit den tiefsinnigen Weisen, aus denen die mährchenhafte Poesie alter Jahrhunderte ihre Zauberdomes baute, würde sie die alten Burgen wieder aufbauen, wie Amphion Thebens Mauern einst; die zerfallenen Gewölbe würden neu sich schliessen, und der Donjon wieder hoch und stolz seine Zinnen recken, wenn er die alten bekannten Töne der Zauberjungfrau vernähme.

Doch, kehren wir vom Rhein zur Weser zurück, und zwar zum linken Ufer des Flusses, denn jenseits ist nicht rothe Erde mehr und wir würden dort in das Land der Ostphalen überschweifen, wenn es überhaupt ein solches gibt. Denn ich glaube, dass der Name „Ostphalen“ kein ursprünglicher Volksname sei, sondern später gebildet, um „Westphalen“ ein correspondirendes östliches Phalen-Land an die Seite zu stellen. Nun aber ist „Westphalen“ kein zusammengesetztes, und „Phalen“ gar kein Wort; daher kann natürlicher Weise auch keine Derivation für letzteres gefunden werden; sondern der Ursprung des Namens unsres Landes liegt in dem eines altsassischen Heroen, Westfalah, der im Angelsächsischen Vesterfalcna genannt wird, wo man seine Abstammung durch Beldeg von Voden (Odin) herleitet; er mag der Stammvater und das schützende Numen des Volksstammes gewesen sein, der nach ihm der Westphälische heisst.

Einer der schönsten Punkte auf der linken Seite des Flusses ist die Anhöhe in der Nähe der jetzt restaurirten Kirche des alten freiadlichen Frauenstiftes Möllenbeck. Eine edle Matrone Hildburg gründete im 9. Jahrhundert mit einem Priester Folkart aus Minden dies Gotteshaus, worin Jungfrauen und Frauen sich zurückziehen und ohne strenge Clausur, im schwarzen Gewande und weissen Schleier, nach des heil. Benedikt Regel, ihre Tage dem Gebete widmen sollten. Im 14. Jahrhundert war eine der Stiftsfrauen Adelheid vom Berge, von der eine seltene lateinische Druckschrift erzählt, dass sie so schön wie reich an Geist und Kenntnissen gewesen. „Bei dem Auf- und Untergange der Sonne, heisst es darin, sah man sie auf dem benachbarten, damals mit einem Kreuze geschmückten Hügel Stundenlang mit gefalteten Händen regungslos dastehn, indem ihr Geist den Banden des Körpers entschwunden zu sein schien. Nach ihrem frühen Tode fand man von ihr mehrere Gedichte in lateinischer Sprache, welche einen tiefen Schmerz über ihr vernichtetes Leben aussprechen.“ — „Du bist“, besingt sie eine Quelle, „das Sinnbild meines Herzens: deine schauerliche Grotte ist entfernt von den Stürmen und Leidenschaften der Welt; du hörst nichts als das Girren der Holztaube und die Klagetöne der Nachtigall. Im Scheine des Abendroths umspielt dich das Eichhörnchen und der junge Hase; aber vergoldet die Gluth auch deine rieselnden Wellen — mein Herz umwölkt eine düstre Mitternacht. Der Duft

des Veilchens erstirbt unter meinen ermatteten Füßen und keine deiner Blumen erinnert mich an einen Freund: nur der Tod bietet mir den kalten Arm und wenn ich mit ihm gegangen, wird Niemand bald mehr wissen, wer Adelheid vom Berge war.“

Ich weiss nicht, ob ächt ist, was ich hier mitgetheilt habe, denn ich kenne die Quelle nicht: aber wenn auch nicht, bleibt Adelheid vom Berge, wie sie dasteht auf der Höhe, die man jetzt den kahlen Berg nennt, umflattert von dem weissen Schleier, die hohe schlanke Gestalt und das Herz voll Poesie und Sehnsucht unter die Falten des schwarzen Gewandes verhüllt, das scharf umrissen sich hervorhebt auf dem glänzenden Hintergrunde des abendlich glühenden Horizonts, bleibt Adelheid vom Berge nicht immer eine Wahrheit voll tiefer, voll unendlicher Wehmuth? Sie steht traurend, das Bild eines vergrämten Nonnenlebens, an ihre öde Höhe gebannt, an ihr Kreuz gelehnt und darf nicht hinab in die Gefilde, die in der Ferne lockend sich mit dem Schmelze eines rosigglühenden Lebens und Lichtes gefärbt haben: sie fühlt, dass dort ihre Heimath sei, nach der alle Stimmen ihrer innersten Natur, alle Gottgegebenen Offenbarungen ihres jungfräulichen Wesens sie ziehen: aber sie darf nicht. Und weshalb nicht? — Wahrlich Seume mag oft Recht haben, wenn er sagt: „Leben heisst wirken und vernünftig wirken; nach unsrer Weise aber heisst es leiden und unvernünftig leiden.“ Adelheid vom Berge ist nicht das wehmüthige Bild eines vergrämten Nonnenlebens allein; und darum hängen unsre Blicke an der melancholischen Erscheinung mit desto innigerem Gefühle, und es mag uns eine Art Genugthuung geben, wenn wir hören, wie wenig Segen auf dem Kloster lag, das sie in seine Mauern schloss. Im Jahre 1444 war die Zucht des Convents so aus allen Banden und Fugen gekommen, dass Augustiner Mönche aus dem Münsterlande Besitz von dem Stifte nahmen; diese mussten nach der Reformation protestantischen Conventualen weichen, bis der Westphälische Friede eine Domaine aus dem reichen Gotteshause schuf.

Wir müssen die Weser hier verlassen, um nachzuholen, was wir von interessanten Punkten in ihrem Wassergebiet bisher zur Rechten hinter uns liessen. Fast parallel mit ihrem Laufe erstreckt sich vom Ravensbergischen her bis in's Paderbornische der Teutoburger Wald; im Paderbornischen zieht sich seine Ver-

längerung, das Egge-Gebirge, bis zu den rauheren Höhen des Süderlandes hinüber; es ist die Wasserscheide zwischen der Weser und dem Rhein oder der Lippe, und die Gränze zwischen den lachenden fruchtbaren Fluren des Fürstenthums Lippe und der dünnen Steppe der jenseits gelegenen Senne. Der mittelalterliche Name des Teutoburger Waldes ist Osning oder Osnegge; der jetzt gebräuchliche ist nach einer Stelle in Tacitus Annalen (I. 60.) gebildet, um des deutschthümlicheren Klanges willen, und in Folge der wohl völlig bewiesenen Hypothese, dass in den Schluchten dieses Gebirges die deutschen Wölfe Roma's stolze Aare zerrissen haben. Der arme geschlagene Varus ist nämlich seitdem wie ein *quasi peculium castrense* des Lippischen Landes geworden, auf dessen ausschliesslichen Besitz es eifersüchtig genug ist, um sein Recht daran durch Derivationen wie Varenholz (vor'n Holte) von Varusholz, Feldroh von Fall-Rom, Hermannsburg (erbaut 1187 von Hermann von Schwalenberg) von Arminiusburg zu verstärken. Und doch bedurfte es dessen nicht, um den Beweis zu führen, dass der Osning klassischer Boden für die deutsche Geschichte sei, wie der verdienstvolle Archivrath Clostermeier zu Detmold in seiner gediegenen Erörterung der Frage, „wo Herrmann den Varus schlug“ dargethan hat. Ich muss auf ihn verweisen, in Beziehung auf diese vielfach discutirte Controverse, denn es gestattet der Raum nicht, den mannigfachen Spuren des grossen Ereignisses hier nachzugehen, um endlich voll überzeugter oder gläubiger Andacht in der Schlucht stehen zu bleiben, wo Varus seine Legionen vernichtet und hingeschlachtet sah von der nordischen Berserkerwuth, die in den Fängen seiner Adler den Oelzweig nicht entdecken konnte, welchen sie doch auch als erste Boten einer nahenden Cultur neben den Blitzen drohender Waffenmacht trugen. Ich weiss nicht, ob wir so stolz die Herrmannsschlacht als die grösste deutscher Waffenthaten in die Bücher unsrer Geschichte eintragen dürfen; und zwar nicht allein deshalb, weil sie jenseits eines Stromes liegt, der ein jenseitiges und diesseitiges Ufer unsrer Historie so von einander abtrennt, dass keine Beziehung zwischen beiden mehr Statt hat; jenseits der Völkerwanderung nämlich. Wenn man aber auf einer der Höhen, welche das Gefilde der Varusschlacht überschauen, auf der Grotenburg bei Detmold, einem der höchsten Punkte des Osnings, dem Herrmann

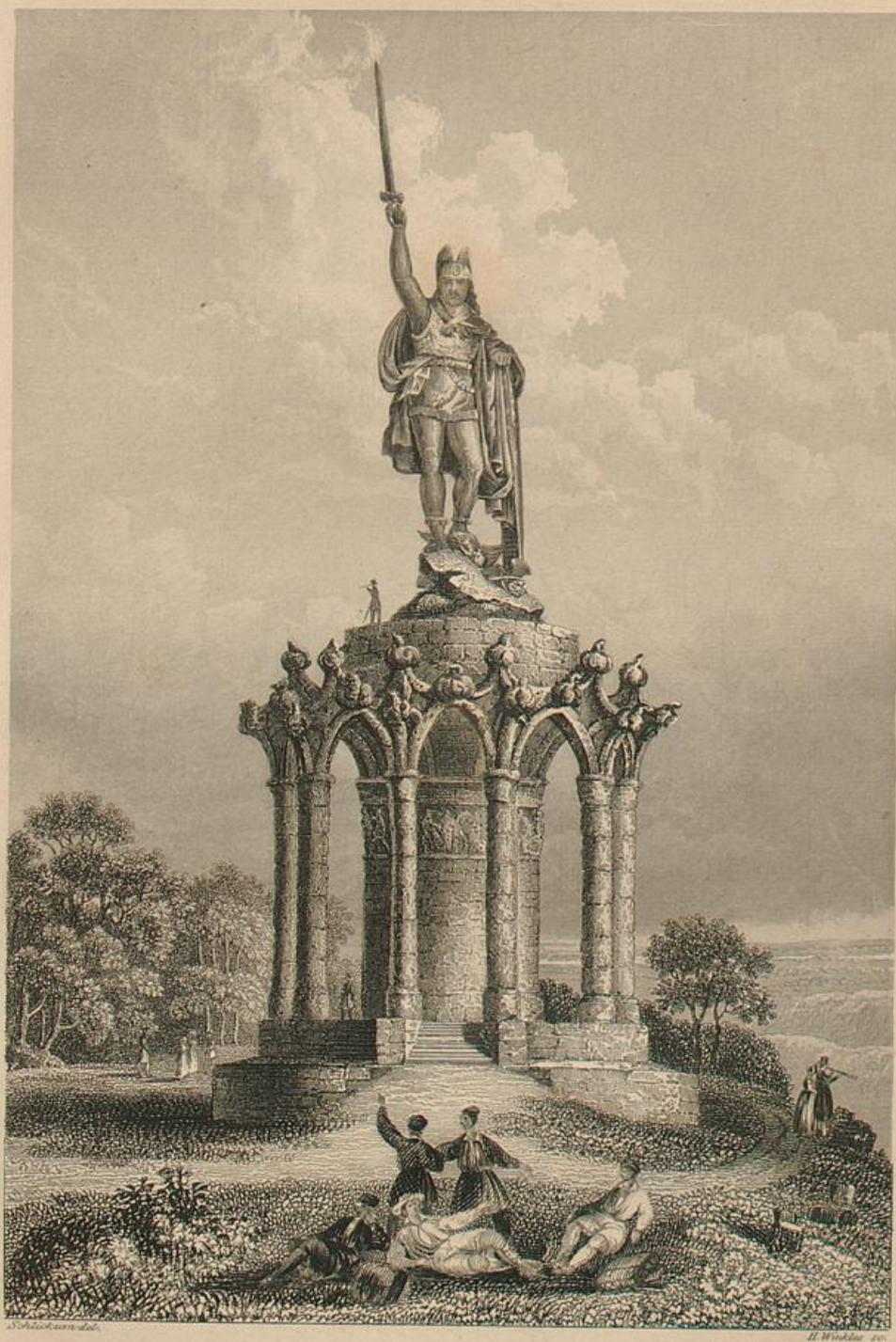
eine colossale Ruhmessäule in einem kupfernen Standbilde auf-richtet, so ist das eine Idee, der man um des deutschen Gemein-gefühls willen, alles Gedeihen wünschen muss. Mag Herrmann immerhin mehr ein Moment unserer Urgeschichte sein, als eine bestimmte Individualität, die im Bewusstsein des Volkes lebte; das Denkmal wird dazu dienen, das Gesamtbewusstsein zu beleben, oder auch nur momentan, bei dem Feste der Enthüllung eine nationale Begeisterung zu wecken, wie wir ihrer bedürfen. Auch Gutenberg war keine im Volke lebendige Individualität mehr: und wenn man den Cultus des Genius einmal die Standbilder seiner Heiligen auf ehernen Altären, wie überall jetzt im deut-schen Vaterlande, errichten lässt, so ist der Cultus eines Herr-mann, solch eine moderne Irminsul, gewiss weit unschädli-cher als die Apotheose einer noch im frischen Andenken stehenden Persönlichkeit mit allen ihren Schwächen. Denkmale sind wie Leichengepränge — für die Ueberlebenden; wenn man für eines stimmt, kann man sie alle gelten lassen, ja auch das, welches die Männer von Babylon dem Salaterfinder Nabuchodono-sor zu errichten im Begriffe stehen sollen. Das Denkmal Armin's wird nach dem Modell und unter der Leitung des Bildhauers von Bandel in den grossartigsten Dimensionen auf einem hohen gothi-schen Unterbaue ausgeführt. Die Höhe der Gestalt wird 40 Fuss betragen. Der Ort der Errichtung könnte, auch abgesehen von den localen Traditionen, nicht besser gewählt werden, wenn eine poetische Illusion uns in die Jahrhunderte der Deutschen Heroen-zeit versetzen soll. Das Gebirge ist hier mit den herrlichsten Buchenwaldungen bedeckt, die hochstämmig und schlank, wie stolz auf ihre reiche Vegetationskraft, die unbemoosten Stämme dicht aneinander emporrecken; der eigenthümliche Zauber des Waldnachtens haucht euch hier an, wenn irgendwo, mit seinen träumerisch dunklen Stimmen, mit dem Girren ferner Holztauben und dem sachten Wiegen der windbewegten Aeste, Töne, die, wenn auch laut und vernehmlich an euer Ohr dringend, doch die tiefe Stille ringsum, die feierliche Andacht der Natur nicht unter-brechen, sondern sie heben. Und schreitet ihr unter diesen Laubhallen einher, über das Moos, das hier und dort, wo eine Lichtung ist, der grelle Sonnenschein fleckt und die zarteren Schatten bewegter Blätter überhuschen, dann träumt ihr euch leicht das alte Leben wieder in diese Waldungen hinein: wer sagt euch,



DAS HERMANNSDENKMAL.

Leipzig, d. Binder's Kunst-Vorlag.

eine colossale Ruhmessäule in einem kupfernen Standbilde auf-
 richtet, so ist das eine Idee, der man um des deutschen Gemein-
 gefühls willen, alles Gedeihen wünschen muss. Mag Herrmann
 immerhin mehr ein Moment unserer Urgeschichte sein, als eine
 bestimmte Individualität, die im Bewusstsein des Volkes lebte;
 das Denkmal wird dazu dienen, das Gesamtbewusstsein zu
 beleben, oder auch nur momentan, bei dem Feste der Enthüllung
 eine nationale Begeisterung zu wecken, wie wir ihrer bedürfen.
 Auch Gutenberg war keine im Volke lebendige Individualität mehr:
 und wenn man den Cultus des Genius einmal die Standbilder
 seiner Heiligen auf ehernen Altären, wie überall jetzt im deut-
 schen Vaterlande, errichten lässt, so ist der Cultus eines Herr-
 mann, solch eine moderne Irminsul, gewiss weit unschädli-
 cher als die Apotheose einer noch im frischen Andenken
 stehenden Persönlichkeit mit allen ihren Schwächen. Denkmale
 sind wie Leichengepränge — für die Ueberlebenden; wenn man
 für eines stimmt, kann man sie alle gelten lassen, ja auch das,
 welches die Männer von Babylon dem Salaterfinder Nabuchodonosor
 zu errichten im Begriffe stehen sollen. Das Denkmal Armin's
 wird nach dem Modell und unter der Leitung des Bildhauers von
 Bandel in den grossartigsten Dimensionen auf einem hohen gothi-
 schen Unterbau ausgeführt. Die Höhe der Gestalt wird 40 Fuss
 betragen. Der Ort der Errichtung könnte, auch abgesehen von
 den localen Traditionen, nicht besser gewählt werden, wenn eine
 poetische Illusion uns in die Jahrhunderte der Deutschen Heroen-
 zeit versetzen soll. Das Gebirge ist hier mit den herrlichsten
 Buchenwäldungen bedeckt, die hochstämmig und schlank, wie
 stolz auf ihre reiche Vegetationskraft, die unbemoosten Stämme
 dicht aneinander emporrecken; der eigenthümliche Zauber des
 Waldnachtlebens haucht euch hier an, wenn irgendwo, mit seinen
 träumerisch dunklen Stimmen, mit dem Girren ferner Holzmaien
 und dem zachten Wiegen der windbewegten Aeste, Töne, die,
 wenn auch laut und vernehmlich an euer Ohr dringend, doch die
 tiefen Stille ringsum, die feierliche Andacht der Natur nicht unter-
 brechen, sondern sie heben. Und schreiet ihr unter diesen
 Laubhallen einher, über das Moos, das hier und dort, wo eine
 Lichtung ist, der grelle Sonnenschein fackt und die zarteren
 Schatten bewegter Blätter überhuschen, dann träumt ihr euch leicht
 das alte Leben wieder in diese Wäldungen hinein: wer sagt euch,



DAS HERMANNSDENKMAL.

Leipzig, d. Binder's Kunst-Verlag.

dass der Holzhauer, der dort mit der blankgeschliffenen Axt auf seiner Schulter, selbst eine patriarchalisch ungeschliffene Figur im groben Kittel, dem ausgefahrenen Geleise eines Hohlwegs folgt, nicht einer der deutschen freiheitschwärmenden Jünglinge sei, der zu seinen langlockigen bärenhäutigen Brüdern eilt, um in der Dörenschlucht und im Pass am Falkenberge auch sein Trinkhorn mit Römerblute zu füllen? Hört, wie seine Stimme plötzlich des Echo der Berge weckt; ich glaube, er singt: „Was ist des Deutschen Vaterland, ist's Sachsenland, Westphalenland? nein, nein, sein Vaterland muss grösser sein!“ Die Illusion ist vollständig, denke ich. — Oder wollt ihr noch den Schatten der Seherin Velleda heraufbeschwören? Ihr könnt auch ihm in diesen Wäldern begegnen oder wenigstens einem ähnlichen und verwandten Wesen, einer weissen Frau, deren Erscheinung und Existenz die Detmolder Volkssage behauptet. Vor nahen Todesfällen in der regierenden fürstlichen Familie schreitet sie trauernd durch die Gemächer und Corridor's des Residenzschlosses zu Detmold: oder sie sitzt an einem Tische mit flammenden Wachskerzen und ist emsig mit Schreiben beschäftigt: so sahen sie zuletzt zwei Bediente, die in der Dämmerung gingen, die Fensterläden eines entlegenen Gemaches zu schliessen, Einer im Innern, der Andere von Aussen her durch die Scheiben blickend. Als jener bis in die Mitte des Gemaches getreten war, zerrann sie in Nebel und war dann spurlos verschwunden.

Diese Sage von einer weissen Frau in so vielen Residenzschlössern Deutschlands ist durch ihre weite Verbreitung und die Menge ehrenhafter Zeugnisse für die Existenz des räthselhaften Wesens eins der merkwürdigsten Momente unsres Volksglaubens. Jakob Grimm *) bringt sie mit der alten Göttin Frau Holda in Verbindung, die durch die christliche Auffassung des Mittelalters von dem Wesen der alten Gottheiten, nicht negirt, sondern zu einem dämonischen Wesen umgeschaffen wurde. Holda heisst in Süddeutschen Gegenden Frau Berchte und nimmt hier einen böseren Charakter an, geht aber wie jene in den Zwölften, zwischen Weihnachten und Neujahr um, und wacht wie sie über die Spinnerinnen; ihr Fest muss durch eine althergebrachte Speise, Brei und Fische, begangen werden. (Wie die weisse Frau in

*) Deutsche Mythologie, Seite 169. S. auch dessen deutsche Sagen.

Böhmen auf ihrer Burg dies Fest und das jährliche Breiessen einsetzte, erzählt Jung Stilling in seiner Geisterkunde.) Als ein gutes günstiges Wesen, sagt Grimm, erscheint sie in manchen andern, gewiss hoch in das Mittelalter hinaufreichenden Vorstellungen. Die weisse Frau ist ihr schon dem Namen nach völlig gleichbedeutig, denn *perah*, *berht* drückt aus: glänzend, leuchtend, weiss. Diese weisse Frau pflegt zwar an bestimmte Geschlechter geknüpft zu werden (sie erscheint zu Neuhaus in Böhmen, zu Berlin, Baireuth, Darmstadt, Carlsruhe, und bei allen Geschlechtern, die den dort residirenden durch Verheirathung verwandt geworden sind, in Westphalen zu Detmold und auf dem Schlosse zu Bentheim) aber den Namen Bertha fortzuführen, z. B. Bertha von Rosenberg. Sie thut Niemanden zu Leide, neigt ihr Haupt vor wem sie begegnet, spricht nichts und ihr Besuch deutet einen nahen Todesfall an, es sei denn, dass sie keinen schwarzen Handschuh oder keinen schwarzen Gürtel um ihr schneeweisses Gewand trüge. Auch trägt sie einen Schlüsselbund und eine weisse Schleierhaube. Nach Einigen soll Bertha mit einem bösen störrischen Manne, Johann von Lichtenstein auf Neuhaus in Böhmen, vermählt gewesen sein. Nach ihres Gemahls Tode fing sie an, zu grosser Beschwerde ihrer Unterthanen, die ihr fröhnen mussten, ein Schloss zu bauen. Dafür stiftete sie ihnen das jährliche Essen und Fest, dessen Uebergehung sie durch Misshandlungen der Schlossbewohner rächt. Auch erscheint sie, um fürstliche Kinder zu pflegen, die von den Ammen vernachlässigt werden. Eine Fürstin war einst vor dem Spiegel mit ihrer Toilette für einen Ball beschäftigt, und fragte ihre Kammerfrau, welche sie hinter einer Spanischen Wand in ihrer Garderobe glaubte: „wie viel Uhr ist's?“ — „Acht Uhr, Ew. Liebden,“ versetzte eine unbekante hohle Stimme, und als die Fürstin erschreckt aufsah, stand die weisse Frau in der Thüre der Garderobe. Acht Tage danach starb die Fürstin. — Nach einer andern Sage, welche Christian Graf zu Stollberg dichterisch bearbeitete, hat die weisse Frau in ihrem Leben als Wittwe Otto's Grafen von Orlamünde auf Plassenburg ihre zwei Kinder aus Liebe zum Burggrafen Albrecht dem Schönen von Nürnberg ermordet; denn er hatte gesagt, zwischen ihre Verbindung stellten sich vier Augen; darunter verstand sie, als es ihr hinterbracht wurde, ihre Kinder, und tödtete sie durch Nadeln, die sie in ihre zarten Hirnschalen steckte; er aber

hatte seine Eltern, die den Bund nicht wollten, gemeint. Eine dritte Angabe behauptet, sie habe in ihrem Leben mit solcher ausschliesslichen Liebe an ihren Kindern und den Ihrigen gehangen, dass sie darüber des lieben Gottes vergass und noch in ihrer Todesstunde für die Aussteuer einer Tochter allein Gedanken hatte. Dafür sei sie nun verwünscht, so lange in den Häusern ihres Geschlechtes umzugehen, bis eine Enkelin aus ihrem Stamme den Muth habe, die gespenstische grauenhafte Ahnfrau, die nach ihrem Tode noch durch die Nacht einerschwebt, um zu suchen, wer sie liebe, — inbrünstig zu umarmen. — Es hat vieles für sich, sagt Grimm, dass einige in unsren Ueberlieferungen berühmte Frauen des Namens Bertha mit der geisterhaften Bertha zusammenhängen; sie sind aus der Götter- in die Heldensage aufgenommen worden. Eine weit zurückliegende Vergangenheit pflegt man in Italien und Frankreich durch die Worte: „in der Zeit als Königin Bertha spann“ anzudeuten: es ist wieder die Vorstellung der spinnenden Hausmutter. Bertha, des Königs Blume und der Weissblume Tochter, hernach Gemahlin Pipin's und Mutter des grossen Karls, verleugnet ihren mythischen Ursprung nicht. Sie heisst „Berthe mit dem Fuoze,“ *au grand pied*, ein Attribut, das aus alter Ueberlieferung hervorgeht von einer *reine Pedauque*, „*regina pede aucae*,“ (*pied d'oie*, Gänsefuss,) deren Bild an alten Kirchen in Stein gehauen steht. Es scheint der Fuss einer Schwanjungfrau, den sie zum Zeichen ihrer höhern Natur nicht ablegen kann. Als Schwanjungfrau ist sie nun natürlich „die weisse Frau,“ die Perahta oder Bertha. Der Osning ist wahrscheinlich der heilige Wald, worin die Irminsul, das berühmte Götterbild der alten Deutschen, stand. Das Wort hat bei den Chronisten bald die Bedeutung von Heiligthum, bald von Hain, bald von Bildsäule. Rudolph von Fulda sagt von ihr: es war eine grosse hölzere Säule aufgerichtet, unter freiem Himmel verehrt, ihr Name sagt aus: allgemeine, alles tragende Säule. Doch scheint sie einem besonderen Wesen halbgöttlicher Natur geweiht gewesen zu sein, wo der Begriff der Säule nicht in den eines heiligen Baumes überhaupt übergeht, wie sich oft nachweisen lässt. Spuren ihres Cultus will Grimm in der Osnabrückischen Redensart: „*he ment, use Herr Gott heet Herm*,“ (sei gutmüthig und zürne nicht) finden, oder in der „*use Herr Gott heet nich Herm, he heet leve Herre un weet*

wal to te griepen.“ Darin soll leise Sehnsucht nach der milden Herrschaft des alten heidnischen Gottes im Gegensätze zu dem strengen richtenden und strafenden christlichen Gotte unverhalten sich ausdrücken. In einigen Gegenden Westphalens und Hessens lebt unter dem Volke der Reim:

Hermen, sla Dermem,
Sla Pipen, sla Trummen,
De Kaiser will kummen,
Met Hamer un Stangen,
Will Hermen uphangen.

„Nicht unmöglich, dass sich in diesen, durch die lange Tradition der Jahrhunderte gegangenen und wahrscheinlich entstellten Worten Ueberreste eines Lieds erhalten haben, das zu der Zeit erscholl, als Karl die Irmensäule zerstörte. Auf den noch ältern Arminius und die Römer lassen sie sich viel weniger deuten.“ (S. Grimm l. c.) Man muss überhaupt den historischen Herrmann nicht mit dem mythischen Irmin verwechseln. — Der Osning aber, der die geweihte Säule oder eine derselben, denn es scheint ihrer mehrere gegeben zu haben, beschattete, mag daher seinen Namen haben, welcher „heiliger Wald“ bedeutet, da *ôs* gleich *ans* sein mag, ein Wort das „Gottheit“ ausdrückt und die gothische oder althochdeutsche Form für das Skandinavische Ase ist. Man hat seither die Irminsul in der Ehrensburg, (dem heutigen Stadtbergen an der Diemel, wie man glaubt) aufgestellt gehalten; doch gründet sich diese Annahme auf ein Missverständniss der betreffenden Stellen in den Geschichtschreibern über Karl's Feldzüge; eine richtige Interpretation (Clostermeier's „der Eggesterstein“) zeigt, wie man die Stelle 6 Stunden tiefer im Osning annehmen müsse. —

Die grösste Merkwürdigkeit des Lippischen Waldgebirgs sind die sogenannten Extersteine, besser Eggestersteine. Es ist unendlich viel über sie gefabelt und geschrieben worden: desshalb werdet ihr mir eine neue detaillirte Beschreibung erlassen, um so mehr, als das anliegende Bild den höchst pittoresken Anblick dieser seltsamen Felsengruppe gewährt. Sie liegt eine Viertelstunde von dem Lippischen Städtchen Horn entfernt, am Ufer eines Baches, die Lichteupte genannt, über den die höchste Spitze des ersten Felsens (zur rechten Seite auf dem Bilde) 125 Fuss hoch riesig



1001178 1853-1854

Leipzig durch Englische Kunst. Ausrakt.

wal to te griepen.“ Darin soll leise Sehnsucht nach der milden Herrschaft des alten heidnischen Gottes im Gegensatz zu dem strengen richtenden und strafenden christlichen Gotte unverhalten sich ausdrücken. In einigen Gegenden Westphalens und Hessens lebt unter dem Volke der Reim:

Hermen, sla Dermem;
Sla Pipen, sla Trummen,
De Kaiser will kummen,
Met Hamer un Stangen,
Will Hermen uphagen.

„Nicht unmöglich, dass sich in diesen, durch die lange Tradition der Jahrhunderte gegangenen und wahrscheinlich entstellten Worten Ueberreste eines Lieds erhalten haben, das zu der Zeit erscholl, als Karl die Irmensäule zerstörte. Auf den noch ältern Arminius und die Römer lassen sie sich viel weniger deuten.“ (S. Grimm l. c.) Man muss überhaupt den historischen Hermann nicht mit dem mythischen Irmin verwechseln. — Der Osning aber, der die geweihte Säule oder eine derselben, denn es scheint ihrer mehrere gegeben zu haben, beschaffte, mag daher seinen Namen haben, welcher „heiliger Wald“ bedeutet, da *ós* gleich *ans* sein mag, ein Wort das „Gottheit“ ausdrückt und die gothische oder althochdeutsche Form für das Skandinavische *Ase* ist. Man hat seither die Irmensäule in der Ehresburg, (den heutigen Stadtbergen an der Diemel, wie man glaubt) aufgestellt gehalten; doch gründet sich diese Annahme auf ein Missverständniss der betreffenden Stellen in den Geschichtschreibern über Karl's Feldzüge; eine richtige Interpretation (Clostermeier's „der Eggesterstein“) zeigt, wie man die Stelle 6 Stunden tiefer im Osning annehmen müsse. —

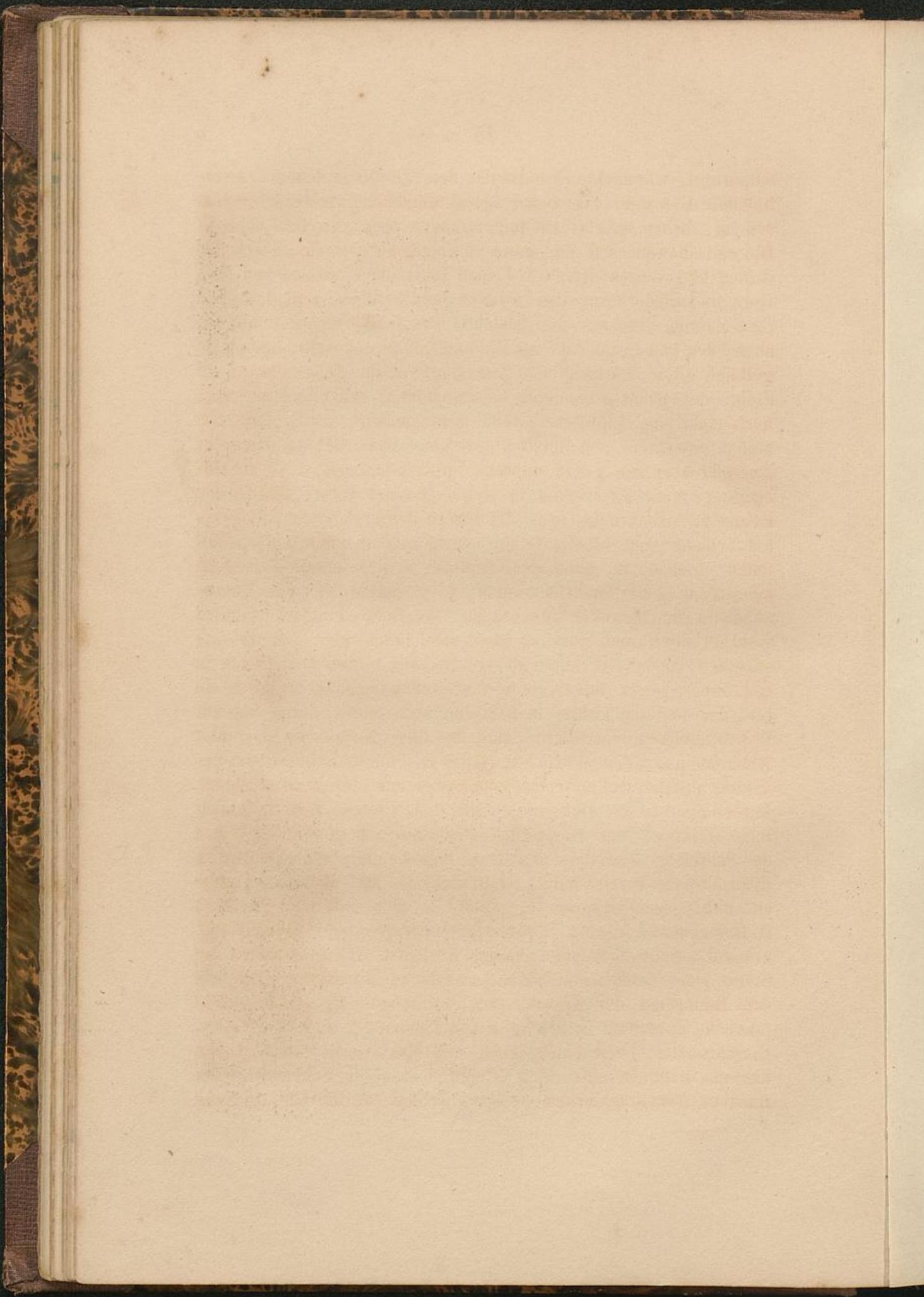
Die grösste Merkwürdigkeit des Lippischen Waldgebirgs sind die sogenannten Extersteine, besser Eggestersteine. Es ist unendlich viel über sie gefabelt und geschrieben worden: deshalb werdet ihr mir eine neue detaillierte Beschreibung erlassen, um so mehr, als das anliegende Bild den höchst pittoresken Anblick dieser seltsamen Felsengruppe gewährt. Sie liegt eine Viertelstunde von dem Lippischen Städtchen Horn entfernt, am Ufer eines Baches, die Lichtheule genannt, über den die höchste Spitze des ersten Felsens (zur rechten Seite auf dem Bilde) 125 Fuss hoch riesig



J. J. Bram sculp.

100108. MENS. TUBER. ST. DE. X. 1871.

Leipzig durch Englische Kunst. Austral.



emporragt; wie nackte Grundsäulen der Erde, von denen das verhüllende Gewand, das andre Berge umkleidet, fortgeschwemmt scheint, stehen sie da, ein imponirender phantastischer Anblick! Die einzelnen Massen sind ganz von einander getrennt; durch den dritten und vierten der fünf Felsen führt die Chaussee zwischen Horn und Paderborn; den zweiten und dritten verbindet oben eine eiserne Brücke. Sie bestehen aus feinkörnigem Felssandstein, der, mit Eisenocher als Bindungsmittel gemischt, ihnen eine gelblich graue Farbe gibt. Auf dem vierten Felsen hängt ein Stein, der jeden Augenblick herabzustürzen droht und der Sage nach einst eine Lippische Gräfin zerschmettern wird. Die drei ersten gewähren von ihrer Höhe eine weitgedehnte herrliche Aussicht über das ganze anmuthige blühende Land, über die Gebirgszüge vom Kötterberge in der Nähe der Weser bis zu den Höhen im Osnabrückischen. Im Innern des ersten und des zweiten Felsens sind kleine Hallen oder Kapellen ausgehauen, dort unten, hier oben, unter dem Gipfel; an dem ersten Felsen ist ausserdem in uralter Arbeit unten, nach aussen hin, eine Kreuzabnahme in Hautrelief angebracht; die Darstellung ist ziemlich wohl erhalten und nur von Menschenhänden hier und da verstümmelt; an beiden Seiten des Bildwerkes führen Oeffnungen in das Innere; zur linken Seite der Oeffnung links ist noch ein Bild des heiligen Petrus in Basrelief ausgehauen, aber bis zur Unkenntlichkeit verwittert. Man hat den Namen Exter- oder Externstein von dem Worte Exter, das im Plattdeutschen Elster bedeutet, ableiten wollen und desshalb auch *rupes picarum* übersetzt. Besser aber ist die Derivation von Egge, Spitze, Kante, (daher Egge-Gebirge, der Name des Paderbornischen Osnings) und die Schreibart Eggesterstein. Dass man heidnische Gottheiten an diesem Steine verehrt habe, ist freilich möglich, aber eine durchaus unbewiesene Hypothese, wenn sie sich auf eine Stelle in H. Hamelmanns Schrift: „Beschreibung der Westphälischen Städte“ gründet. Nach ihm soll nämlich Karl der Grosse hier an der Stätte eines heidnischen Heiligthums einen christlichen Altar mit den Bildsäulen der Apostel errichtet haben. Es ist allerdings faktisch, dass Karl in der Nähe von Thietmelle, d. h. die Volks-Gerichtsstätte, (von Thiet, Volk, und Mal, Gerichtsstätte,) dem heutigen Detmold, einen Sieg erfocht, worauf die Schlacht an der Hase im Osnabrückischen erfolgte, welche 783 die Unterjochung

Westphalens entschied, dass 785 Karl der Grosse selbst, nachdem er bei dem nahen Schieder und Lügde das Weihnachtfest gefeiert hatte, durch den ganzen Gau bis nach Rehme an der Weser gezogen: aber nirgends findet sich eine Andeutung, dass er zu den Eggestensteinen gekommen sei. Auf alle die andern fabelhaften Sagen und Behauptungen über die Eggesteine, dass die Göttin des Morgens und des Aufgangs, Easter oder Ostara dort verehrt sei, dass sie ein Hauptsitz deutschen Lichtdienstes gewesen, dass Drusus bei ihnen in Gefahr gerathen, dass auf ihnen die gefangenen Römeranführer nach der Varusschlacht geopfert seien, dass Velleda in dem zweiten Felsen gehaust habe — können wir hier nicht eingehen; sie sind hinlänglich von Clostermeier in seiner schon genannten Beschreibung widerlegt worden. Nach ihm ist so viel gewiss, dass die Felsen von einer edlen Familie des elften Jahrhunderts an das Kloster Abdinghof in Paderborn verkauft worden seien, und dass dieses sie zu einer Stätte christlicher Andacht hergerichtet habe, vielleicht um einen Wallfahrtsort daraus zu schaffen. Zu dem Ende scheinen nun die Kapellen im ersten und zweiten Felsen ausgehauen worden zu sein; doch mochte der Hauptgottesdienst unter freiem Himmel gehalten werden, so dass die Steinhauerarbeit am ersten Felsen als Altarbild diente und unter ihr der Altar errichtet war. Die Bildhauerarbeit umfasst eigentlich zwei horizontal geschiedene Felder, von denen das obere, besser erhalten als das untere, die Kreuzesabnahme darstellt, das andere kaum noch erkennbare den Sündenfall Adam's und Eva's; der Baum der Erkenntniss, um den sich die gewaltige Schlange unten in vielen Verschlingungen windet, bildet auf dem oberen Bilde den Stamm des Kreuzes, um symbolisch die Verbindung zwischen Sündenfall und Kreuzestod anzudeuten. Die Figuren sind schlecht gezeichnet, und unnatürlich lang und hager, ihre Formen jedoch kräftig behandelt und scharf hervorgehoben; auch kündet sich einige Kenntniss der Perspective an; sie stammen gewiss aus dem zwölften Jahrhundert, denn der Abt Gumbert von Abdinghof liess sich im Jahre 1093 erst seine Erwerbung der Eggesteine bestätigen, und wenn er auch sofort die Arbeit an denselben beginnen liess, so kann deren Vollendung doch schwerlich vor dem folgenden Jahrhundert angenommen werden, da das Aushauen der Kapellen gewiss mühsam von

Statten ging. Zwar findet man in Otfried's Evangelienharmonie aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts (S. Schilter Thes. Antiq. Teut. I.) ein Seitenstück zu der Abbildung an den Eggestensteinen, das die rohen Umrisse eines am Kreuze hangenden Erlösers in ähnlichem Style darstellt. Aber zwei Jahrhunderte mehr mögen in jener Zeit die Künste nicht um ein sehr Bedeutendes gefördert haben; ausserdem zeigt sich aber auch in der Arbeit an den Eggestensteinen schon ein grösserer Reichthum von Ideen. Die ganze Architektur der Kapellen mit ihren Hufeisenförmigen Bogen gehört zudem der Byzantinik an, oder dem Neugriechischen mit arabischen Ideen befruchteten Baustyle, der vom Ende des zehnten und vom elften Jahrhundert an bis in das erste Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bei uns herrschte und vorzüglich am Rhein die Menge seiner ausgezeichnet schönen Basiliken sich als Monumente setzte. Meister aus Paderborn mögen die Arbeit an unsren Felsen ausgeführt haben, denn dort hatte die Bauliebhaberei des Bischofs Meinwerkus schon früher, im Anfang des elften Jahrhunderts eine Schule gestiftet, aus der erfahrene Werkmeister hervorgingen.

Die Reformation beendete die Andacht an den Eggestensteinen, die früher durch Zeichen und Wunder unterstützt wurde; in der That mag keine Stätte sich besser zu einem wunderthätigen Wallfahrtsort eignen, als die Kapelle in diesen, ich möchte sagen, gespenstischen Felsen, die so mächtig auf die Phantasie wirken und unwillkürlich düstere Ideen von altem heidnischem Götterdienst und seinen Menschenopfern in uns heraufbeschwören. Weist doch die Sage an der einen Seite des ersten der Steine die Spuren einer Flamme in dem braungelben Eisenocher nach, welche die Stelle bezeichnen soll, wo sich der Teufel gegen die Wand gestemmt, um das christliche Heiligthum zu stürzen und zu zerstören. Das unendlich Düstere, Grauenhafte, tief auf die Phantasie wirkende, welches gewöhnlich in den Physiognomien wunderthätiger Bilder liegt (bei der ganz schwarzen Madonna von Loretto hat z. B. die Farbe diese Wirkung; am gräulichsten mag wohl Notre Dame de Puy in Südfrankreich sein, wahrscheinlich ein heidnisches Idol ursprünglich), läge hier in der ganzen Umgebung. Im Jahre 1659 bekam der Grossherzog Ferdinand von Florenz den seltsamen Einfall den Eggestenstein zu kaufen; die

Verhandlungen darüber wurden zwischen einem Domdechanten von Paderborn und einem Landdrosten Levin von Donop geführt; die gebotenen 60,000 Kronen wurden aber nicht angenommen und der Handel zerschlug sich, vielleicht weil man die Absicht entdeckte, die frühere katholische Andacht dort wiederherzustellen. Um die jetzige Zugänglichkeit der Felsen durch Treppen und Brücke haben sich der Graf Herrmann Adolph von der Lippe im siebzehnten Jahrhundert, der sie durch Thürme und Mauern befestigte, und, nach der Zerstörung von dessen Vorrichtungen, die unvergessliche Fürstin Pauline von der Lippe verdient gemacht.

Eine Sammlung der vielfältigen Bilder in Kupfer- und Stein-
druck, welche die Eggestensteine darstellen, habe ich die Wände des Zimmers schmücken sehen, welches Grabbe in seinem Hause zu Detmold bewohnte; ich dachte dabei an seine Werke, die mir immer wie im Angesicht der Eggestensteine, oder in ihren düstren Kapellen concipirt schienen; ja, ich möchte sie selbst die Eggestensteine unsrer Literatur nennen, so massenhaft phantastisch, so nackt und entblöst von den umhüllenden Gewändern einschmeichelnder weicher Phrasen stehen sie da; die Hand der Cultur hat sie nicht geglättet, nicht gefeilt, sondern die Umrisse mit gewaltiger Hand und schmetterndem Meissel scharf aus dem Rohen herausgehauen, wie jene Kreuzabnahme der Byzantinik. Wenn ihr das trunkene Genie dieses Dichters aus seinen gigantisch grossartigen Schöpfungen verehren, aus seinen Hohenstaufen-Tragödien, wo er mit Wolfram von Eschenbach so unendlich weiche und tiefe Klänge wie verwehte Geisterstimmen aus seinen Saiten lockt, lieben gelernt habt, so kümmert euch vor Allem nur nicht um ihn hier, wo wir in seiner Heimath sind. Soll euch die Wahrheit und das Verständniss des viel angefochtenen Wortes: „Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!“ mit all seiner unsagbaren Wehmuth aufgehen? Last es lieber unverstanden, last das irdische Sein des Dichters und alle Erinnerungen daran in den weiten Wäldern der Teutoburger Berge verschollen sein, in die er ja heimzog vom fernen Rhein, um in ihnen zu sterben. Es sind so manche Erinnerungen schon in ihnen verschollen; aus dem Säuseln in ihren Aesten hört Niemand mehr das Aechzen erschlagener Römer, das Flehen sterbender Sachsenhelden heraus, die unter zuckenden Frankenbeilen zu ihren Göttern riefen; last in ihrem Wehen

auch den Hülfesruf ihres letzten Helden zerrinnen, der in einen grimmen Streit gestellt wurde, in den Kampf mit dem Leben, aber keine Waffen hatte, um ihn zu bestehen; konnte er anders, als nach dem nächsten greifen, um sich zu wehren und es dem Gegner an den Kopf zu schleudern, nach dem Nächsten, das bei ihm stand und das unglücklicher Weise eine Rumflasche war? — In einem andren Lippischen Städtchen, Blomberg, war früher ein berühmtes Kloster bei einem Wunderbrunnen, zu dem von Nah und Fern die Siechenden strömten, um Genesung und Heil aus ihm zu schöpfen; die wunderbare Kraft aber war also über den Brunnen gekommen: es lebte eine arme Frau in Blomberg, die trieb ein gleiches Gewerbe mit ihrer Nachbarin, und blieb arm, während jene täglich reicher wurde; da fragte sie: „Wie macht Ihr es, Nachbarin, dass Euch alles gelingt, was Ihr vornehmt, und mir nichts, obwohl auch ich nicht faul bin?“ Die Nachbarin versetzte lächelnd: „Ihr müsst einen Gott im Kasten haben, wenn Euer Gut gedeihen soll; die Arbeit allein thut es nicht.“ Das lag der armen Frau lange im Sinn; endlich entschloss sie sich, den Gott, der in der Kirche auf dem Altar stehe, zu nehmen und ihn in ihren Kasten zu legen; deshalb liess sie sich in der Kirche nach dem Gottesdienste einschliessen, nahm die Hostie aus der Monstranz und schlich zitternd, als die Kirche wieder geöffnet wurde, nach Hause. Bald darauf aber wurde der Kirchenraub entdeckt, und die Untersuchung sollte mit einer Haussuchung beginnen; dess erschrack die arme Frau sehr, nahm ihre Hostie und warf sie in den Brunnen; aber sie wollte natürlich nicht untersinken, und wie jene auch rühren mochte, die Hostie wurde von den suchenden Mönchen entdeckt, und die Frau gefoltert und verbrannt; der Brunnen jedoch empfing von ihrer That eine Wunderkraft, dass er die Segnung der Gegend wurde. Das ist eine Mähr aus alter Zeit, in der man einen tieferen Sinn suchen könnte, als die Mönche, welche sie aufbewahrt und benutzt haben, darin ahnten. Die Alte, die es wagte, den Gott von dem Altar zu nehmen, worauf man ihn nun einmal gestellt, die es wagte, mit der ganzen heiligen Kraft seines wunderbaren Wesens das Wasser ihres Brunnens zu weihen, dass Genesung und Heil für alle Leidenden daraus entquoll — ward gefoltert und verbrannt. Ist nicht der Dichter so der Herr eines Wunderbrunnens, dessen Gewässer er durch

einen Strahl der Göttlichkeit und mit der ganzen heiligen Kraft eines wunderbaren Wesens zu weihen die Kühnheit hat, dass nun Alle Heil daraus trinken oder magische Labung, während ihn selbst das Leben foltert, der Dichtung Flamme verzehrt? Last ihm dann mindestens die Weise, wie er seiner Qualen Herr zu werden, wie er sie zu übertäuben glaubt; lasst auch dem armen Grabbe, der euren Gott in den Brunnen warf, seine Weise, seine Rumflasche und sonstige Unanständigkeiten — er ist ja todt, das Leben hat über ihn gerichtet — er ist verbrannt!

Auch Christian von Dohm's muss ich an dieser Stelle erwähnen, der 1751 zu Lemgo geboren ward und dort seine für die Geschichte des vorigen Jahrhunderts so wichtigen Denkwürdigkeiten schrieb. Dohm gehört zu dem Triumvirate Memoirenschreibender Diplomaten, die unwillkührlich durch die Aehnlichkeit ihrer Schreibart, durch die gleich sorgsam behandelte Gewandung ihrer Gedanken an einander erinnern; es sind William Temple und Varnhagen, der sich von Ense schreibt, ausser Dohm; ihr Styl ist so glatt wie Eis, aber es steht kein Wasser unter diesem Eise; der Varnhagen's hat dazu oft die buntfarbigen Crystallblumen, welche entstehen, wenn man heftig beim Hinüberutschen über Eis auf den Kopf fällt. —

Uns bleibt noch übrig, auf die mittelaltrige Vergangenheit des Fürstenthums Lippe zurückzublicken. Die Herrscher dieses kleinen blühenden Landes, voll einer dicht gedrängten betriebsamen Bevölkerung, stammen von einer edlen Familie her, die unter Kaiser Lothar dem Sachsen als an der Lippe begütert genannt wird; desshalb heissen sie Jungherrn oder edle Herrn „tho der Lippe“. Ihr ältester Sitz soll Lipperode, ein Ort jenseits des Osnings gewesen sein, und Lippstadt ihnen seine Entstehung verdanken. Die Herrschaft diesseits des Osnings, das Fürstenthum Lippe erhielten sie als ein Lehn der Paderbornischen Kirche im zwölften Jahrhundert, in welchem der Stammvater der jetzigen beiden Linien, der Fürsten von Lippe-Detmold und der von Lippe-Bückeburg oder besser von Schaumburg (-Holstein), Bernhard II. auftritt. Nach ihm war das Geschlecht besonders reich an Gliedern, die sich dem Dienste der Kirche widmeten; man zählt zwei Erzbischöfe, sechs Bischöfe, sechs Dompröbste, einen Kreuzritter darunter in einem Zeitraum von 150 Jahren. Diese kirchliche Richtung mochte der Ahnherr Bernhard selbst

seiner Familie gegeben haben, ein Mann, der ein so Ereigniss- und Thatenreiches Leben führte, dass man ihn den Lippischen Odysseus genannt hat, und in ihm den Vorwurf zu einem epischen Gedichte sehen konnte. Der Verfasser desselben hiess Justinus und verdankte seine Erziehung wie seine Stiftspründe zu Höxter einem Gliede der Lippischen Dynastenfamilie; aus Dankbarkeit dafür scheint er den Ahnherrn derselben besungen zu haben, wie auch Dankbarkeit gegen einen spätern Bernhard eine Uebersetzung des Gedichts durch die Stiftsjungfrauen zu Lippstadt veranlasste. Es ist nämlich in Lateinischer Sprache in regelrechtem elegischen Versmasse geschrieben und erzählt, wie der Graf Bernhard, anfangs dem geistlichen Stande gewidmet, durch den Tod eines ältern Bruders zur Regierung berufen, sich in allem ritterlichen Werke ausgezeichnet, dann von Feinden aus dem Lande getrieben, durch eine List sich wieder zu seinem Rechte verholfen habe: er bot nämlich das Landvolk auf und rückte damit wieder in seine Gränzen ein, nachdem er den Bauern befohlen, ihre Pflugschaaren und eisernen Ackergeräte glänzend blank zu scheuren und wie ritterliche Waffen zu erheben. Als nun seiner Feinde Späher von den besetzten Warten herab ihn anrücken sahen, glaubten sie, ein Heer gerüsteter Ritter ziehe heran, und Alles begab sich in panischem Schrecken auf die Flucht. So erhielt Graf Bernhard sein Land wieder. Er zieht darauf zum Reichstag, was seinem Sänger Veranlassung zu der schönsten Episode gibt, welche die Pracht des kaiserlichen Hoflagers, den Reichthum und die Tugenden der Grossen des Reichs, den Prunk und die Anmuth ihrer Gezelte, ihrer Mahlzeiten, ihrer Gewänder beschreibt. Vor dem versammelten Hofe erscheint Graf Bernhard mit würdiger Repräsentation: Justinus lässt vor ihm her die Hörner tönen, die Laute erklingen, die Flöten lispeln und die Pauken schlagen, dass alle ob der Herrlichkeit staunen. Der Kaiser forscht, wer und von wannen die Kommenden seien, und heisst sie sich setzen; sie aber werfen ihre reichgestickten Mäntel ab, um sich darauf niederzulassen. Nachdem nun die Reichsgeschäfte beendet sind und Alle zum Fortgehen sich erheben, lassen Bernhard und seine Begleiter ihre Mäntel am Boden liegen, und daran gemahnt, spricht Bernhard: „es ist nicht Sitte in unserm Lande, dass ein ehrlicher Mann die Sessel mit sich forttrage, auf denen er sass.

Durch solches ritterliches Gehaben erwirbt er nun die Gunst des Kaisers sich bald und erhält von ihm, was er am Hofe suchte, die Erlaubniss eine neue Burg in seinem Lande erbauen zu dürfen. Da errichtet er an der Lippe die Burg gleiches Namens.

Eine harte Krankheit raubt ihm nicht lange nachher den Gebrauch seiner Glieder, aber er lässt sich in einem Tragsessel umhertragen, um so bei den Kämpfen in seinen Fehden gegenwärtig zu sein. Doch erinnern ihn seine Leiden an seine frühere Bestimmung für den Dienst Gottes und der Kirche; deshalb entsagt er der irdischen Hoheit und der Herrschaft, die er seinem Sohne Herrmann anvertraut, trennt sich von seiner Gemahlin, einer Gräfin von Are, und von seinen elf Kindern, um sich in den Orden der Cistercienser zu begeben und ein Mönch in der Abtei Marienfeld im Münsterlande zu werden. Aber hier das stolze Ritterhaupt kahl geschoren unter die Obedienz drücken zu müssen und die rauhe Kutte statt des goldgestickten Sammts zu tragen, dünkt ihm bald nicht Ascese genug; er will auch noch um seines Erlösers willen aus dem Vaterlande verbannt sein und lässt sich nach Dünamünde versetzen, wo die Mönche ihn zum Abte erwählen.

Auch in Dünamünde lässt es den Lippischen Odysseus nicht lange ruhen; bald sieht ihn der römische Stuhl auf seinen Stufen knien, um die Erlaubniss vom heiligen Vater auszuwirken, das Kreuz gegen die heidnischen Liefländer predigen zu dürfen; denn er hatte in seiner neuen Heimath, am Baltischen Meere, von den harten Verfolgungen vernommen, welche über die Christen in Liefland gebracht seien. Die Bitte wird ihm gewährt und er selbst wird zum Bischof von Sengallen ernannt; sein zweiter Sohn, Otto, der schon Bischof von Utrecht ist, während sein ältester Sohn Gerhard den erzbischöflichen Stuhl der Domkirche zu Bremen inne hat, weiht den Vater dazu mit dem heiligen Oele ein, und setzt ihm die Inful auf die hohe, von lichter Begeisterung glühende, auf die väterliche Stirn! — Bei Gott, ich kann dem Justinus nicht weiter folgen — ich hätte der Bischof von Utrecht sein mögen, der seinem eignen Vater die Mitra auf das geliebte, theure Haupt setzt! Seht ihr sie vor dem Hochaltar ihrer Cathedrale, die beiden Männer, wie die hohe, von ihren Jahren ungebeugte Gestalt des Vaters vor dem Sohne kniet, wie er in frommer Andacht und voll Ehrfurcht vor der höheren Würde

des schon Gesalbten, zu ihm aufblickt, ein Haupt mit heldenkräftigen und doch weichen Zügen, denen eine Idee voll unendlicher Begeisterungsmacht ihr flammendes Siegel aufgeprägt hat, dass es aussieht, als ob der goldne Hintergrund, welchen das Gewand seines Sohnes bildet, der Heiligenschein sein müsse, der in voller Glorie um dies Haupt loht! Und seht ihr den Sohn, wie seine Hände zittern, in denen er die Inful hält, wie der Rubinenblitzende Hirtenstab ihm an die Brust zurückgefallen ist, wie Thränen sein blühendes Gesicht netzen, als nun in Triumphesfreudigen Klängen das donnernde Tedeum durch die Gewölbe der Cathedrale schwillt? — Es war ein glücklicher Mann, dieser Bischof Otto von Utrecht! glücklicher vielleicht als ein Kaiser, der seiner Liebe das Diadem durch die Locken schlingen kann! — — — Der Bischof Bernhard predigte nun das Kreuz, sammelte Ritter, Waffen und Rosse und stritt siegreich zu Gottes Ehre gegen die Heiden: alt und lebenssatt legte er sich zu Lehal in Liefland endlich zum Sterben hin, und hauchte seine Seele in Gottes Hände aus; seine Leiche ward nach Dünamünde gebracht und harret dort einer fröhlichen Auferstehung. — (S. H. Meibom. *Script. Rer. Germ. I.*)

Die folgenden Herrn zu der Lippe waren besonders glücklich in ihren Heirathen, welche ihnen den Besitz der Herrschaft Rheda, eines Theils der Grafschaft Schwalenberg, der Herrschaft Stoppelberg, und die beiden Grafschaften Pymont und Spiegelberg verschafften; unglückliche Fehden brachten sie jedoch um fast alle diese Acquisitionen wieder. Doch hatte Bernhard VI. das Glück, in einer Fehde mit Herzog Heinrich von Braunschweig, der ihn bekriegte, weil er auf seiner Burg Varenholz ungetreuen Vasallen des Herzogs Schutz gegeben hatte, diesen mächtigen Feind am Odernberge, den 19. November 1404, auf's Haupt zu schlagen und den Herzog selbst gefangen zu bekommen. Dieser wurde in das feste Bergschloss auf dem Falkenberge, einer der Höhen des Osnings eingesperrt, und zwar in so harter Haft, dass er den Gebrauch seiner Glieder dadurch verlor: *anno domini 1404*, sagt eine alte Chronik, *do wart Hinrick van Luneborch gefangen van Her Bernde van der Lippe unde wart gefort up den Valkenberg, dar helt en de Here strenglick en jar umb, dat he na up Krücken moste gan, do he los wart*. Diese grausame Behandlung mag die Gemahlin des Gefangenen bewogen haben,

persönlich bei dem Sieger um die Befreiung des Herzogs zu flehen, ein Schritt, welcher der Geschichte unbekannt, aber von dem folgenden Volksliede verherrlicht ist:

Jk sag minen Heren van Falkenstein
To siner Borg op rieden,
En Schild förte he beneven sik her,
Blank Schwert an siner Sieden.

„God gröte ju Heren van Falkenstein;
„Sy ji des Land's en Here?
„Ei so gebet mek weder den Gefang'nen min,
„Um aller Jungfrou'n Ere;

De Gefangene, den ik gefangen hebb',
De is mi worden suer,
De liegt tom Falkenstein in dem Thoorn,
Darin sal he vervulen.

„Sal he dan tom Falkenstein in dem Thoorn,
„Sal he darin vervulen?
„Ei so wil ik wal jegen de Müren treen,
„Un helpen Leefken truren.

Un as se wal jegen de Müren trat,
Hört se fien Leefken d'rinne.
„Sal ik ju helpen? dat ik nig kan,
„Dat nimt mi Wit un Sinne.

Na Hus, na Hus, mine Jungfroue, zart,
Un tröst jue arme Weysen.
Nemt ju op dat Jar enen andern Man,
De ju kan helpen truren.

„Nem ik op dat Jar enen andern Man,
„By eme möst ik slapen.
„So leet ik dan ok jo min Truren nig,
„Slög he mine arme Weysen.

„Ei so wolt ik, dat ik enen Zelter hedde,
„Un alle Jungfrou'n rieden,
„So wolt ik met Heren van Falkenstein,
„Um min fien Leefken strieden.

Oh ne, oh ne, mine Jungfrou zart;
Des möst ik dregen Schande,
Nemt ji ju Leefken wal by de Hand,
Trek ju met uf dem Lande.

„Ut dinem Lande trek ik so nig,
 „Du gifst mi dan en Schripen,
 „Wenn ik nu komme in fremde Land,
 „Dat ik darin kann bliven. —

As se wal in en grot Hede kam
 Wal lude ward se singen:
 „Nu kan ik den Heren van Falkenstein
 „Met minen Worden twingen.

„Do ik dit nu nig hene segen kan,
 „Do will ik doen hen schripen,
 „Dat ik den Heren van Falkenstein
 „Met minen Worden kont twingen.

Die Befreiung des Herzogs wurde jedoch seiner Gemahlin nicht so leicht, wie es das Lied angibt; erst im Juni 1405 wurde er gegen das Versprechen eines Lösegelds von 100,000 Rheinischen Goldgulden und nach Stellung von zwei Landesherrn und 26 Rittern als Bürgen, nachdem er eidlich die Urfehde gelobt, seiner Haft entlassen von dem „Herrn von Falkenstein“, der in der Volksromanze so edelmüthig ist. Aber wieder in seine Burgen heimgekehrt und unter seinen Baronen, scheint der Vertrag sich ihm in ganz andrem Lichte gezeigt zu haben wie damals, als er noch in der engen Fürstenkammer auf dem Falkenberge sass, die man noch im vorigen Jahrhundert unter den Ruinen des Schlosses zeigte, als sprechenden Beweis, mit welch' unbequemen, von allem Luxus entblösten Räumen die Fürsten des fünfzehnten Jahrhunderts sich zu begnügen wussten — ein Gemach, um den leidenschaftlichsten Rococo-Liebhaber sein Steckpferd für immer darin aufstellen zu lassen. Genug, der *Hertoghe Hinrick, de toch to Rome unde leyt sick von dem eyd absolveren unde toch in des greven van der Lippe Land unde brende reyn aff dat do was, dar wart nich vele gerovet.* Zudem wurde die Reichsacht über Bernhard VI. und seinen Sohn Simon, die edlen Herrn zur Lippe verhängt; ganz Westphalen und Niedersachsen stand gegen sie auf und ihr Gebiet wurde mit Feuer und Schwert verwüstet. Nur der Churfürst Friedrich von Cöln, der Grossohm der Gemahlin Bernhard's, einer Gräfin von Moeurs, verwandte sich für sie, und so gelang es ihnen endlich, dem völligen Untergange und der verdienten Strafe für die unritter-

lich grausame Behandlung ihres Gefangenen durch Vergleichsverträge zu entgehen.

Bernhard VII., der kriegerische, († 1511) verkaufte die schon früher verpfändete Hälfte von Lippstadt an den Herzog von Cleve, wodurch dieser Gebietstheil an Preussen, den Erben der Clevischen Lande gekommen ist. Unter ihm verwandelte der Böhmerkrieg das Land in eine Einöde, 60,000 raublustiger wilder Böhmen, welche der Erzbischof von Cöln, Graf Dietrich von Moeurs, als Hülfsstruppen in seiner Fehde mit der Stadt Soest brauchte, fielen von Höxter her im Jahre 1447 in das Land ein; denn Bernhard VII. war der Bundesgenosse des Herzogs von Cleve, in dessen Schutz sich die angegriffene Reichsstadt während dieser berühmten „Soester Fehde“ gestellt hatte. Der damals erst 18jährige Edelherr zur Lippe musste bei diesem Einfall in eine Tonne verschlossen zu Schiffe sich die Weser hinunter retten, bis ihn schützend die Schauenburg in ihren Mauern aufnahm. —

Seit dem 16. Jahrhundert verlegten die um diese Zeit erst den Grafentitel annehmenden Herrn zur Lippe ihre Residenz nach Detmold, nachdem sie früher auf ihren Burgen zu Lipperode, Bracke, Blomberg, Rheda u. s. w. gehaust. Ihre Herrschaft zeichnete sich durch ihre Milde aus; noch jetzt mag das Land das einzige Deutschlands sein, welches fast gar keine direkte Steuern kennt. Viel seines Wohlstandes verdankt es dem grossartigen und wahrhaft ehrwürdigen Regentengeiste der Fürstin Pauline, geborenen Prinzessin von Anhalt-Bernburg, einer Frau, die selbst Napoleon Achtung vor ihrem Geiste abdrängte — wie das jetzt sprichwörtlich geworden ist, wenn man von den Regententugenden eines Deutschen Fürsten der vorigen Generation redet.

Die schönsten Parthien, die man von Detmold aus machen kann, sind die zum Falkenberge, auf die Grotenburg oder den Teut, und die, welche diesen Berg zur Linken lassend, durch die Schlucht, welche er mit seinem westlichen Nachbar bildet, dann links um die Grotenburg herum, immer durch die herrlichsten Buchenwäldungen und Eichenhaine, zum Petri-Stieg führt, wo eine schöne weitgedehnte Aussicht sich bietet auf ein reich bevölkertes und bebautes Land, dem nur die Windungen und Gestade eines grossen silberwogigen Stromes fehlen, um sich kühn den berühmtesten Aussichten unsres Vaterlandes an die Seite stellen zu

dürfen. Zunächst im Thale unten liegt das Dorf Heiligenkirchen, das aus seinem grünen Laube mit den rothen Ziegeldächern, dem hohen Thurme und der pittoresken alten Kirche freundlich hervorschaut; das herrliche Thal der „Berlebecke“ führt unten von Detmold her zu diesem reizend gelegenen Orte, der, einer der ältesten im ganzen Ländchen, schon 1036 in einer Urkunde vorkommt; ja Karl der Grosse selbst soll die Kirche den Heiligen gestiftet haben, welche ihm zu seinem Siege über die Sachsen bei Thietmelle beistanden. —

Aber eine noch romantischere Parthie, eine kühne Wanderung ist die, welche ich jetzt euch vorschlage; es gilt nämlich nichts geringeres, als die erste beste der Höhen des Osnings zu erklimmen, welche das Thal von Detmold gegen die Stürme des Südwests beschirmen und dort oben von Kuppe zu Kuppe, durch Schlucht und Hain, und Busch und Stein einen Weg uns zu brechen, immer dem Zuge gen Nordwesten nach, welchem die Berge folgen. Sie ist mühsam, die Reise, aber wir stehen auf dem Boden altdeutscher Kraft und altdeutschen Siegesstolzes; wie ein Gefolgsherr, der durch die Wälder seinem Drange nach Abentheuer folgt, schreie ich voran, das Eichenlaub meines Huttes unser grünes Banner, und ihr folgt mir als getreue Gesaljo's, die Gesellen nach dem Rechte der Waffenbrüderschaft, das euch verbindet, mit mir zu stehen und — zu fallen, ein Umstand, der leicht eintreten kann. Oben auf der Höhe winkt der Lohn, der Blick in die weiteste Ferne, die wir mit den im Sonnenstrahl leuchtenden Waffen siegreicher Gedanken uns unterthänig machen, um dem überwundenen Volke der Philister, das da unten haust, den dritten Fuss seines Gebietes abzunehmen; wir wollen es für uns, für die Romantik und die Poesie. Seht ihr es daliegen das bunte Panorama mit Wies' und Wald und Berg und Burg, mit Thurm und Thor? Gen Süden dehnt, von ihren wilden Rossen durchflogen, die Senne sich aus, eine unendliche Ebene, sandig, wenig bebaut, mit einzelnen Dörfern und Höfen, welche der Eichenhain oder die Tannengruppe birgt. Nur gegen Südwesten hin erspäht ihr weitgedehnte Waldungen; sie hegen das alte Schloss der Grafen von Rittberg, die Holte, mit ihren zerfallenen Thürmchen und verschütteten Gräben; lasst mich den Schlossherrn aus der Ferne grüssen, der jetzt dort mit bespornten Schritten das nachklirrende Echo des öden Rittersaales weckt und sinnend

das blonde Haupt schüttelt, wenn es zu laut wird, dies Echo, wenn es gespenstisch in den bestaubten Räumen des einsamen Waldkastel's zu rumoren beginnt; denn es ist nicht geheimer dort und eine Sage knüpft an die Burg ein Ereigniss, welches mit verändertem Namen die folgende schöne dichterische Bearbeitung erzählt:

Das Fräulein von Rodenschild.

Sind denn so schwül die Nächt' im April?

Oder ist so siedend das junge Blut?

Sie schliesst die Wimper, sie liegt so still,

Und horcht des Herzens pochender Fluth.

„O, will es nimmer und nimmer tagen?

O, will nicht endlich die Stunde schlagen!

Ich wache, und selbst der Seiger ruht.“

Doch horch! es summt, Eins, Zwey, und Drey, —

„Noch immer fort?“ — Sechs, Sieben, Acht,

Elf, Zwölf, — o Himmel, war das ein Schrey?

Doch nein, Gesang erhebt sich sacht,

Nun wird mir's klar, mit frommem Munde

Begrüsst das Hausgesinde die Stunde, *)

Anbrach die heilige Osternacht.“

Seitab das Fräulein die Kissen stösst,

Und wie ein Reh von dem Lager setzt,

Des Mieders engende Schleifen löst,

Jn's Häubchen drängt sie die Locken jetzt,

Das Fenster öffnend, leise leise,

Sie horcht der mählig schwellenden Weise,

Seltsam vom Schrey der Eule durchsetzt.

O dunkel die Nacht! und schaurig der Wind!

Die Fahnen wirbeln am knarrenden Thor, —

Da aus der Halle das Hausgesind,

Mit Blendlaternen, tritt einzeln vor.

Der Pförtner dehnet sich, halb schon träumend,

Am Dochte zupfet der Jäger säumend,

Und wie ein Oger gähnet der Mohr.

*) Es bestand, und besteht hier und dort noch in katholischen Ländern die Sitte, am Vorabende des Oster- und Weihnachtstages den zwölften Glockenschlag abzuwarten, um den Eintritt des Festes mit einem frommen Liede zu begrüßen.

Was ist? — wie das aus einander schnell!
 In Reihen ordnen die Männer sich,
 Und, eine Wacht, vor die Dirnen stellt
 Die graue Zofe sich ehrbarlich,
 „Ward ich gesehn an des Vorhangs Lücke?
 Doch nein, zum Balkone starren die Blicke,
 Nun langsam wenden die Häupter sich.“

„Weh meine Augen! bin ich verrückt?
 Was gleitet entlang das Treppengeländ?
 Hab ich nicht so aus dem Spiegel geblickt?
 Das sind meine Schritte — Welch ein Geblend! —
 Nun hebt's die Hände, wie Zwirnes Flocken,
 Das ist mein Strich über Stirn und Locken! —
 Weh! bin ich toll? oder naht mein End?“

Das Fräulein schaudert, und hält sich doch,
 Das Fräulein wendet die Blicke nicht,
 Und leise rührend die Stufen noch
 Am Steingelände fährt das Gesicht,
 In seiner Rechten den Leuchter tragend,
 Und pfeilrecht drüber die Flamme ragend,
 Blau, regungslos, wie ein Elfenlicht.

Nun langsam unter dem Sternendom,
 Nachtwandlern gleich in Traumes Geleit,
 Entlang die Reihen schwebt das Phantom,
 Und Jeder tritt einen Schritt zur Seit'. —
 Nun lautlos gleitet's über die Schwelle —
 Und wieder drinnen erscheint die Helle,
 Hinauf sich windend die Stiegen breit.

Das Fräulein hört das Gemurmeln nicht,
 Sieht nicht die Blicke, stier und verscheucht,
 Fest folgt ihr Auge dem blauen Licht,
 Wie's dunstig über die Scheiben streicht,
 — Nun ist's im Saal — nun im Archive —
 Nun steht es still an der Nische Tiefe —
 Nun matter, matter — ha! es erbleicht!

„Du sollst mir stehen! ich will dich fahn!“
 Und wie ein Aal die beherzte Maid
 Durch Nacht und Krümmen schlüpft ihre Bahn,
 Hier droht ein Stoss, dort häkelt das Kleid,
 Leis tritt sie auf, o Geistersinne
 Sind scharf! — dass nicht das Gesicht entrinne!
 Ja, muthig ist sie, bei meinem Eid!

Ein dunkler Rahmen, Archives Thor;
 — Ha, Schloss und Riegel! — sie steht gebannt.
 Sacht sacht das Auge und dann das Ohr
 Drückt zögernd sie an der Spalte Rand,
 Tiefdunkel drinnen — doch einem Rauschen
 Der Pergamente glaubt sie zu lauschen,
 Und einem Streichen entlang der Wand.

So niederkämpfend des Herzens Schlag,
 Sie hält den Odem, sie lauscht, sie neigt,
 Was, ihr zur Seite, entglimmt gemach?
 Ein Glühwurmleuchten, — es schwillt, es steigt —
 Und, Arm an Arm, auf Schrittes Weite,
 Der Schemen lehnt an der Pforte Breite,
 Gleich ihr, zur Nachbarspalte, gebeugt.

Sie fährt empor, — das Unding auch —
 Sie tritt zurück — so die Gestalt —
 Nun stehn die Beiden, Aug' in Aug',
 Und bohren sich an mit Vampyres Gewalt,
 Das gleiche Häubchen deckt die Locken,
 Das gleiche Linnen, wie Schnees Flocken,
 Nachlässig gleich um die Glieder wallt.

Langsam das Fräulein die Rechte streckt,
 Und langsam, wie aus der Spiegelwand,
 Sich Linie um Linie entgegen reckt
 Mit gleichem Rubine die gleiche Hand;
 Nun rührt sichs — die Lebend'ge spüret,
 Als ob ein Luftzug sie schneidend rühret,
 Der Schemen bleicht, — zerrinnt, — entschwand.

Und wo im Saale der Reihen fliegt,
 Da siehst ein Mädchen du, schön und wild, —
 Vor Jahren hat's eine Weile gesiecht —
 Das stets in den Handschuh die Rechte hüllt.
 Man sagt, kalt sey sie wie Eises Flimmer,
 Doch lustig die Maid, sie hiess ja immer:
 „Das tolle Fräulein von Rodenschild“

Im Süden am Rande der Senne erblicken wir die Thürme von Paderborn und darüber emporragend die blauen, wolken- gleichen Höhen der Süderländischen Gebirge; links begränzt die Egge mit ihren waldigen Kuppen die Aussicht, rechts sieht man in eine endlose Ebene hinein und darin bei sehr heiterm Him-

mel die Thürme von Münster. Wenden wir uns aber und blicken gen Norden, so fällt vor allen nebst Lemgo, und dem links von seinem Sparrenberge halb versteckten Bielefeld, Herford in's Auge und ein Theil des Ravensberger Landes, in dem es die zweite Hauptstadt ist. Herford hiess wegen seiner vielen Heiligebeine und der Menge seiner Klöster ehemals „dat hilge Hervede“, *Sancta Herfordia*: es gehörte im 16ten Jahrhundert unter die Reichsstädte und spiegelte stolz die Menge seiner spitzen Thürme in der freundlichen Werre, die hier die kleinere Aa aufnimmt. Wir müssen die Blicke für eine Zeitlang darauf haften lassen. Die Stadt liegt in einem reich bebauten fruchtbaren Thale, dem nach Osten hin die Berge des Osnings, hier mehr Hügel von etwa 4 bis 500 Fuss Höhe, die nächste Begränzung geben; doch liegt auch noch an der Südseite des Ortes ein Hügel, den man den Luttenberg nennt und darauf die Kirche und Gebäude des ehemaligen Collegiatstiftes. Dies Gotteshaus wurde im Jahre 1012 erbaut und von Bischof Meinwerkus von Paderborn eingeweiht, nachdem 1011 auf Sankt Gervasii und Protasii Tag die heilige Jungfrau einem armen nach Herford wandernden Schäfer erschienen war, und ihn geheissen hatte, zur Abtissin des Klosters in Herford zu gehen und ihren Willen zu verkünden, dass auf dem Luttenberge ihr ein Haus der Verehrung erbaut werde. Ein altes Bild in der Kirche erhielt früher das Andenken an diese Vision; auch zeigte man dort ein Stück des Baumes, auf welchem die heilige Jungfrau sich in Gestalt einer Taube niedergelassen hatte, um noch einmal dem Schäfer ihre Worte zu wiederholen, als man ihm zuerst keinen Glauben beigemessen hatte. Das eben erwähnte Kloster in Herford war eine zur Zeit Wittekind's gestiftete Frauen-Abtei, die Reichsstandschaft besass und über die Stadt und ihr Gebiet herrschte, nachdem Kaiser Karl IV. 1377 der Abtissin Hildegarde von Olgenbach die volle Jurisdiktion zuerkannt hatte: eine ihrer Nachfolgerinnen, Gräfin Anna von Limburg trat aber 1547 die Hoheitsrechte dem Herzoge Gerhard von Jülich ab und im Oktober dieses Jahres huldigte diesem die Stadt: 1802 wurde die Abtei aufgehoben, das Collegiatstift auf dem Luttenberge erst 1810.

Nordwestlich von Herford liegt ein unscheinbares kleines Dorf, welches gewiss das merkwürdigste Westphalens ist: es heisst Enger und war einst eine stolze Stadt, die den ganzen Gau der

Angrivarier beherrschte, denn sie umschloss die Königsburg Wittekinds; (König nennt ihn allgemein die Volkssage, obwohl Karl der Grosse ihm nach seiner Bekehrung nur ein erbliches Herzogthum über Westphalen und Engern übertrug.) Die Stadt Enger hatte sieben Thore, sie dehnte sich gen Süden bis an den Elsternbusch aus; Westerenger aber war die Vorstadt und hier hatte der König ein Vorwerk, dem auch noch der Name geblieben ist. Von dieser alten Stadt entdeckt man jetzt keine Spur mehr: die Kirche und an ihrer Südseite, am Raine des etwas erhöht liegenden Friedhofs, der die Kirche umgibt, ein kleines Mauerstück von Wittekind's Burg sind alles, was aus des Herzogs Tagen übrig geblieben ist. Die Entstehung der Kirche und der Burg wird nach der mündlichen Tradition des Volkes so erzählt: als Wittekind ein Christ geworden war und Frieden im Lande hatte, da beschloss er, einen Königsitz sich zu bauen, wo er in Ruhe, seine treuesten Genossen um sich, den Rest seiner Tage verleben könne. Drei Orte aber waren ihm vor allen lieb, die Höhe von Bünde, der Werder von Rehme und das hügelichte Angerthal: unentschieden über die Wahl, erklärte er deshalb, er würde den Ort wählen, wo zuerst eine Kirche erbaut wäre. Nun begann man an allen drei Orten eifrig zu werken: aber der Baumeister im Angerthale war der listigste; er baute, sich buchstäblich an des Königs Wort haltend, eine Kirche ohne Thurm, und die stand rasch und bald fertig da; so wählte Wittekind die Stelle für seine Burg aus und liess zugleich der Kirche den noch fehlenden Thurm mit gehöriger Musse ansetzen; die Stadt entstand umher und umschloss mit ihren Mauern das jetzige Marktfeld, wo sich der Hauptplatz befand und das Opferfeld, wo man zuvor den heidnischen Göttern Menschenopfer gebracht hatte, nebst mehreren andren Feldstücken, über welche jetzt Pflug und Egge fahren. In der Umgegend aber siedelten sich die Sattelmeier an, wenn sie nicht schon aus älterer Zeit her ihre Sitze dort hatten: das waren Wittekind's Gesaljo's, die Saalgenossen oder sein nächstes Gefolge: sie mussten ihn zu Pferde begleiten und noch lange nachher hatten ihre Höfe die Verpflichtung, einen berittenen Mann in den Heerbann zu stellen. Es sind ihrer jetzt noch vierzehn vorhanden, sieben in der Nähe von Enger, die andren weiterhin nach Werther, Dornberg, Schildesche und Heepen zu. Wenn sie mit dem Könige

ritten, so begann der zu Hiddenhausen den Zug und der Meier zu Hücker schloss ihn: einer war Aufseher des Marstalls, ein anderer Wildmeister und ordnete die Jagden; ein dritter war das Haupt der Hirten, welche die zahlreichen Sauheerden des Königs weideten: Windmeier war Wittekinds Jäger und nährte seine Hunde. Die Sattelmeier hatten noch bis auf unsre Zeiten den Genuss manches Vorrechts, das aus alten Tagen ihnen angestammt war: sie waren Zehentfrei und wurden besonders feierlich bestattet: es wurde unter Andrem ein gesatteltes Pferd hinter ihrem Sarge hergeführt.

Viele andre Erinnerungen an den grossen Heerführer bewahrt in Namen und Anklängen die Gegend. Man zeigt im Dorfe Enger die Stellen, wo seine Küche und der Küchengarten, wo das Backhaus und der Hühnerhof lagen: Pferdeschwemme und Burggraben werden euch gewiesen, ja der achteckige ausgekehrte Stein, welcher einst über der Schlossespforte lag und die Krone trug; unfern des Ortes bei einem dornbewachsenen Hügel, sieht man den Platz von Wittekinds Vogelheerd und Vogelhaus, bei dem er oft und gern verweilte und zwei junge Bursche zu Fang und Pflege der Thiere angestellt hatte. An der Stelle der Umgegend, wo gegenwärtig das Wahrzeichen des Gaues, die heiligen (sieben) Buchen stehen, hatte er eine Warte zur Rundschau erbauen lassen neben einer Eiche, die ein Heiligthum aus alter Zeit war: er mochte dort in schwachen Stunden mit seinen Gedanken zu den alten Göttern zurückwallfahrten, denen er untreu geworden war. An der Stelle des uralten heiligen Baumes wuchs später die wunderbare Buche auf, deren Ueberreste noch zu schauen sind: es war ein Stamm, der nahe an der Erde in sieben mächtige Aeste sich auseinander zweigte und, oben wieder vereinigt, mit den sieben Wipfeln die gewaltige Krone eines einzigen Riesenbaumes bildete. — Aber Wittekinds Gebeine selbst ruhen in der stillen Dorfkirche; man betritt dies einfache, ein hohes Alter in seinen etwas verworrenen Strukturen verrathende Gotteshaus mit einer Art heiliger Scheu vor dem hier waltenden Numen des grossen Mannes, der so standhaft und muthig für sein altes gutes Recht sich stemmte gegen die fränkischen Eroberer, die auf's Neue mit einem neuen Glauben in das Land seiner Väter drangen: waren sie doch seit je Ketzler gewesen, wie seine Priester es lehrten: denn Sachsen

und Franken lebten seit uralten Tagen in verschiedener „Ehe“ oder gesetzmässigem Wesen (*Eva*) und Bunde unter sich und mit ihren Göttern: mit der Glaubensspaltung aber war ein Nationalhass zwischen beide Völker gekommen, der ihre Kriege um so mörderischer, der Sachsen völlige Unterwerfung um so schwieriger machte. Es ist das ein Punkt, der unsrer Geschichtsforschung bisher noch entgangen ist. Der arme Wittekind aber ahnte nicht, dass es hier nicht galt, einem Eroberer die Stirn zu bieten oder dem Nationalhasse mit der nationalen Siegesgewohnheit entgegenzutreten, sondern dass eine neue Phase der Geschichte über den dunklen ahnungsvoll flüsternden Buchenzweigen seines Angergaues aufgehe, wie eine dämmernde Aurora nach einer heiligen Weihenacht, durch deren rosigangehauchte Morgennebel die Engel des Friedens schweben, um auf die schlummernden stillen Menschen unten ihre Blumen auszustreuen. Dem gewaltigen Karl aber machten die Engel nicht rasch genug mit ihren Gaben; er reckte die kühne gigantische Hand bis zu ihnen empor und entriss die Blumen ihrem Schoosse; dann zog er sein Schwert und fuhr mit allen seinen Paladinen in Wittekinds Wälder hinein, stach sein mächtig Waffen in den Grund und pflanzte so der Engel Blumen in die sächsische Erde. Das mochte nicht die rechte Art sein, denn was er als friedlich veröhnende Lilie setzte, entfaltete sich nur zu oft zur schmerzreichen Passionsblume, die zu ihrer Nahrung das beste Herzblut des germanischen Menschen verlangte und mit narkotisch überwältigenden Düften in das Mark seiner Kraft drang: aber Blumen der Engel und überirdischen Wesens blieben sie doch, und einmal zu vollem Erschliessen von dem Strahl der neuaufgehenden Sonne der Geschichte, deren Tage und Nächte eine Reihe Jahrhunderte sind, wach geküsst, konnte kein Stahlarm eines Wittekind sie wieder ausreißen aus dem Boden, in dem sie Wurzeln geschlagen.

Das hatte Wittekind nicht erkannt; und woher auch sollte ihm die Kunde gekommen sein in seine einsamen Wälder, woher das Verständniss einer neuen Zeit, die nie einen Herold sich voraussendet, der Brief und Siegel von Dem da oben vorweist, dass ihre Idee ein Evangelium seie, und nun von bestimmtem Tag und Datum an die Welt in eine andere sich umzukehren habe. Wissen es doch so viele unter uns nicht, obwohl sie

nicht in einsamen Wäldern leben und täglich die Boten vernemen, welche die Cultur des einen Landes an das andere sendet, dass eine neue Zeit angebrochen sei und sacht emporsteige, nicht wie damals eine flammend erstehende Sonne über nächtig dunklen Wipfeln und Waldesbergen, sondern ein ruhig scheinender Tag, der Nebel sich senken lässt und die Lüfte klärt: glauben sie doch jetzt noch, mit ihren Händen den Nebel festhalten, durch das Schwenken zeretzter Bannerlappen die Unklarheit des alten Dunstes wieder hineinarbeiten zu können in den blau-sonnigen Aether, wo er beginnt, sich zu zeigen. So machen sie eine wunderbar verworrene Zeit, wo man wie Karl der Grosse eine riesige Hand emporrecken möchte, und den Engeln die Blumen zumal entreissen, mit denen sie über uns schweben, und die sie so sacht und so spärlich auf uns harrende Menschenkinder als die Knospen der Zukunftsblüthe ausstreuen: denn nur selten fällt eine ihrer Himmelsgaben wie ein leuchtend niedersteigendes Meteor herab oder steht über uns, eine lohende Segensflamme in ihrem Kelche. Und weil wir kleingläubig sind und leicht verzagen, kommt eine nagende Wehmuth und eine schmerzliche Ahnung über uns bei all dem Harren.

Es blitzt am Horizonte hinter den Bergen auf: durchleuchtet ein Meteor die Nacht? Horch, das sind Geschützenschläge, die donnernd an den Felsenufern des Stromes hinabrollen. Auf den Halden und den höchsten Kuppen prasseln gewaltige Scheiter auf, ein Flammen, als feiere es die Apetheose des eben verschiedenen Tages: durch die verschleierte Nacht schwingen sonor und feierlich die Glocken ihre metallnen Klänge; rings aus allen Thürmen die der breitrollende Rhein bespült, hallt es wieder, über meinem Haupte schwirrt es die Freudenkünde den majestätisch ernsten dunklen Bergen zu, bis in ihre innersten Klüfte: es ist eine Knospe der Zukunftsblüthe auf die Erde niedergefallen und durch die Weihenacht, welche jetzt die Geschichte sich feiert, schoss sie wie ein leuchtendes Meteor herab, eine lohende Segensflamme in ihrem Kelche! — Ihr fragt mich, wo ich sie sehe? auf dem Diadem eines Mannes, dem heute diese Reiche huldigten,*) der, so Gott, der Lenker der

*) Geschrieben am Rheine den 15. Oktober 1840.

Fürstenherzen will, unsre Wehmuth heilen und die düstre Ahnung von uns nehmen wird.

Der Fluss meiner Rede geht wie ein Strom, der viele Windungen macht, oder besser wie die Prozession nach Kevelaer, welche nach jedem zweiten Schritt zum graden Ziele den dritten zur Seite springt. Es wird hohe Zeit, dass ich eure Gedanken zu Wittekinds Grabe zurücklenke, das auf dem Chore der Kirche zu Enger steht. Es ist eine im Styl der Renaissance von Kaiser Karl IV., der persönlich die Stätte besuchte, (1377) errichtete Tomba, auf welcher der alte Held in Stein ausgehauen liegt: man weiss nicht, ob nach einem ältern Bilde oder nach dem, welches sich der Künstler von ihm machte. Er ist in eine Art Priestertalar gewandet, worauf Edelsteine angedeutet scheinen; die linke Hand hält den Scepter, die rechte ruhet auf der Brust. Wittekind ist ohne Bart, mit kurzem Haupthaar abgebildet, das zum Theil von einer mützenartigen Kopfbedeckung verhüllt wird: die Füsse stecken in einer Art Schnabelschuhe, die fast bis an die Zehen offengeschlitzt und ohne Bänder zur Befestigung sind.

Das Monument trägt an der linken Seite des Würfels die Inschrift:

Monumentum Wittekindi, Warnechini filii, Angrivariorum regis, XII. Saxoniae procerum ducis fortissimi.

rechts liest man:

Hoc Collegium Dionisianum in Dei Opt. Max. honorem privilegiis redivibusque donatum, fundavit et confirmavit. Obiit anno Christi DCCCVII., relicto filio et regni herede Wigeberto.

Oben auf dem Rande der vorspringenden Stein-Platte, in welche das Bildwerk ausgehauen ist, steht geschrieben:

*Ossa viri fortis — Cujus sors nescia mortis,
iste locus munit — euge bene spiritus audit*

*Omnis mundatur — hunc regem qui veneratur
egros hic morbis — rex salvat et orbis.*

Das letztere bezieht sich auf den Ruf der Wunderthätigkeit, in welchem lange Zeit Wittekinds Grabmal stand: wenigstens wurde häufig dahin gewallfahrtet. — Noch jetzt wird jährlich am Dreikönigsfeste eine Stunde lang, von 12 bis 1 Uhr, ihm zu Ehren wie einem Heiligen geläutet, ein Gebrauch, der nun über tausend Jahre lang bestanden hat, obwohl Wittekinds Gebeine wohl über

400 Jahre nicht hier, sondern in Herford waren. Wittekind hatte nämlich bei der Kirche in Enger dem heiligen Dionis ein Collegiatstift fundirt und mit reichen Besitzthümern ausgestattet: als aber im Laufe der Zeit der Ort verödete, gefiel es den Stiftsherrn nicht länger in dem einsamen Dorfe und das ganze Capitel zog nach Herford, nachdem es seine Ländereien und Güter vermiethet hatte. Nach Herford sollte nun auch Zins und Zehente abgeliefert werden; aber die Pflchtigen weigerten sich allesammt und wollten nur beim Grabe ihres Königs ihre Gefälle niederlegen. Da nahmen die Kapitularen zur List ihre Zuflucht. Heimlich in stiller Nacht liessen sie die Gruft öffnen, und die Ueberreste des Königs nach Herford schaffen, wohin nun die Gefälle folgen mussten. Erst als das Stift aufgehoben worden war, wurden die Gebeine Wittekind's den Engern wiedergegeben durch Urtheil und Recht; es haben die Sattelmeyer sie von Herford eingeholt, um ihre Kirche getragen und dann, nicht in der alten Tomba, sondern in einem Glas-Kasten in der Sakristei der Kirche beigesetzt.

— Als die Ueberreste noch in Herford waren, befand sich neben ihnen ein alter Trinkbecher, oder vielmehr eine viereckige Schale; sie ist aus grünem Stein, rings umher mit vergoldetem Kupfer eingefasst, und trägt auf dem Rande die Inschrift: *Munere tam claro — ditat nos Affrica raro.*

Eine alte dazu gehörige Kapsel von fremdem bemaltem Holze zeigt die Worte: *Visdai de Affrica rex.* Das ist Wittekind's Mundbecher, ein Geschenk Karl's des Grossen gewesen: er ist aus grünem Steine aber deshalb gemacht, weil der kein Gift vertragen kann. Wohl ursprünglich die Gabe eines afrikanischen Königs an Karl, und aus Agalmatolith gefertigt.

Die Sage, die der Duft der Geschichte ist und wie ein bunter Schmetterlingsstaub, flüchtig und leicht verwischt, auf ihren Blättern liegt, musste sich natürlich besonders reich und glänzend um den Character lagern, welcher für die Sachsen und Westphalen den wichtigsten Uebergang in ihrer geschichtlichen Entwicklung darstellt; die Gebilde der Tradition mussten sich am liebsten um die Persönlichkeit cristallisiren, welche in sich das heidnische und das christliche Element zugleich umfasst, denn der Uebergang von einem der Gegensätze zum andren ist so gewaltsam und sprunghaft, dass es ein Wunder wäre, wenn man anders als durch Wunderwirkungen ihn zu motiviren ge-

wusst hätte. Die Sage von einer dieser Wunderwirkungen haben wir oben kennen gelernt; eine andere erzählt Folgendes: einst ritt Wittekind über die Heerstrasse hin, über die Berghöhe, auf welcher jetzt Bergkirchen liegt und erwog bei sich, welcher Glaube der beste sei, der Gottesdienst seiner Väter oder die neue Lehre der Franken. Und er sprach bei sich: ist diese die rechte, möchte ich dann ein Zeichen haben, wodurch ich gewiss würde! Siehe da, in demselben Augenblicke scharret das Ross und aus dem felsigen Boden springt ein mächtiger Quell. Darauf ist der König abgestiegen, hat von dem Wasser getrunken und gelobt, ein Christ zu werden: und in derselben Quelle wurde er getauft, der noch jetzt unter der Kirche entspringt; die Kirche hat Wittekind dahin bauen lassen und Pabst Leo selber hat sie eingeweiht: Karl der Grosse war der Pathe und zum Andenken an dies hochwichtige Ereigniss haben die Engern und Westphalen statt des frühern schwarzen Rosses ein weisses zu ihrem Feldzeichen gewählt. — Eine reichere Ausbeute würde sich gewiss ergeben haben, wenn man früher daran gedacht hätte, sie hier, in dem verlassenen Enger, zu suchen und aufzubewahren.*)

Der Blick auf Herford und Enger hat unsre Wanderung aufgehalten; wir schreiten nun fürder, kommen an der Ruine der Antonius-Kapelle vorüber, die auf dem Tönsberge im Gebüsch versteckt und umgeben mit Ueberresten alter Circumvallationen, diesem langgedehnten Bergrücken seinen Namen gibt, und kommen endlich in die Schlucht hinab, in welche das Dorf Oerlinghausen sich hineinzieht. Wenn wir nicht vorziehen, in dem gastfreundlichen Gute Barkhausen einzukehren, das unten im tiefen Thale zwischen seinen Gartenanlagen und unter hohen Eichenwipfeln seine lichten Mauern und den düstren feudalistischen Thurm versteckt, erklimmen wir jenseits Oerlinghausen die mehr sich nach Norden wendenden Höhen auf's Neue, folgen ihrem Zuge und gelangen so endlich auf den letzten Gipfel dieser Bergreihe, dem zu Füssen das kleine Lutterthal sich ausbreitet und uns von dem gegenüberliegenden Gebirge abschneidet. Ein schönes Panorama rollt sich hier vor uns auf; unten das freund-

*) S. Die Grafschaft Ravensberg. Minden 1835, wo noch Mehreres zusammengestellt ist.

liche Bielefeld mit seinen Leinwandbleichen und zur Rechten eine hügelichte fruchtbare Ebene, ein lachendes Gefilde, das weithin dicht besäet ist mit den röthen Dächern fleissiger Weber: unmittelbar neben uns fesseln die Ruinen des Schlosses Sparrenberg unsre Aufmerksamkeit. Auf unser Begehren öffnet sich das massive Burghor vor unsren Schritten und wir treten in die Ringmauern der Bergfeste ein; aber es gibt wenig zu bewundern hier, als „morsche Trümmer der Vergangenheit.“ Wenden wir das Auge lieber auf die freundliche Stadt und den vor uns liegenden Johannisberg mit seinen Anlagen, von wo herab man die schönste Aussicht auf die Ruine des Sparrenbergs hat.

Wir stehen hier in dem Gau des Angerlandes, der ursprünglich Wessago hiess, später aber, nach dem Bergschloss, das seines Erbauers Rabo oder Rawe Namen trägt und weiter unten im Wassergebiete der Ems uns beschäftigen wird, die Grafschaft Ravensberg genannt wurde. Der Ort Bielefeld kommt als Bilanvelde zuerst unter Schenkungen vor, welche unter dem Abte Adalgar in der Mitte des neunten Jahrhunderts dem Stift Corvei gemacht werden; aber ich finde nicht, wann und wodurch er unter die Jurisdiktion der Ravensberger Grafen gerathen ist. Er hegte lange Zeit zwei denkwürdige Männer in seinen Mauern Gobelin Persona (Persoen,) den Vorboten der Reformation, und Herrmann Hamelmann, den Vorkämpfer derselben in diesen Gegenden. Beide sind als Geschichtschreiber von besonderer Wichtigkeit für Westphalen bekannt. Persoen war seit 1414 Decan in Bielefeld; Hamelmann wurde 1552 als Prediger an die Collegiatkirche der heil. Maria hierhin berufen: ich werde auf beide zurückkommen, wenn wir ihre Geburtsstädte, Paderborn und Osnabrück erreicht haben. Bielefeld hat einen mehr als Europäischen Ruf durch seine Leinwand bekommen: sein Flachsbau, seine Gewebe und sein Garnhandel reichen bis in das 13te Jahrhundert hinauf, einen besondern Aufschwung aber bekam dieser Betrieb im 16. und 17. Jahrhundert, als Philipps II. und seiner beiden Nachfolger Druck auf den Niederländern lag, dass sie Schaarenweise gezwungen wurden, ihre Heimath zu verlassen und ihren Kunstfleiss in die Fremde zu verpflanzen. So kam auch nach Bielefeld ein Theil derselben und was früher nur die blühenden Webereien in Gent, Antwerpen, Brügge u. s. w. zu liefern verstanden, wurde bald hier in gleicher Güte producirt, unter Andre

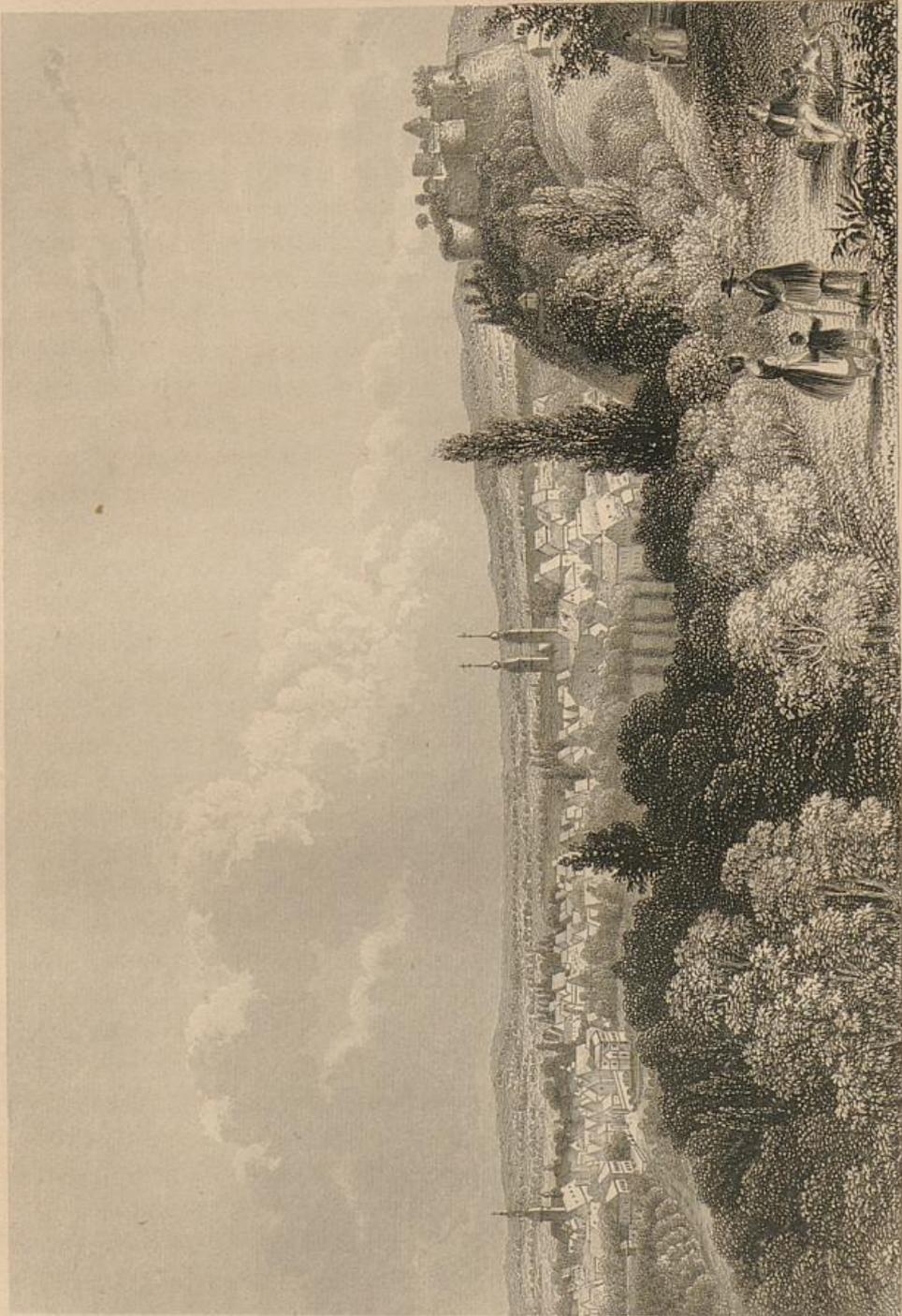
die Schleier oder die nachher sogenannte Bielefelder klare Leinwand. — Merkwürdigkeiten besitzt die Stadt keine, wenn man nicht das Grabmal des Ravensbergischen Grafen Otto und seiner Gemahlin Hedwig, oder das Wilhelm's von Berg, früher Bischofs von Paderborn, und seiner Gemahlin Adelheid von Tecklenburg dahin rechnet, beide in der Marienkirche in der Neustadt. Die Feste auf dem Sparrenberge ward im Jahre 1177 erbaut: in jener Zeit standen die Grafen von Ravensberg auf der Seite der Gibelinen, die von der Lippe aber auf der Seite der Welfen. Bernhard von der Lippe war ein besonders thätiger Bundesgenoss Heinrich's des Löwen, und als dieser des Kaisers Rothbart Abwesenheit in Italien benutzte, um seine Feinde zu züchtigen, unter ihnen aber auch der Rabe in die Fänge des Löwen fiel, (auf dem Halerfelde, zwischen Hase und Dute im Osnabrückischen,) da drang jener, der Lippische Verbündete, rasch in des Geschlagenen Gebiet ein, und baute auf dem Sparrenberge einen Thurm, von dessen Zinnen er das Banner mit dem Löwen wehen liess, und den er die Löwenburg nannte. Aber Herrmann, der Graf von Ravensberg, war nur vor dem Löwen geflohen, dem Nachbarfürsten wich er nicht, sondern stürmte mit seinen Männern den Thurm, riss den Löwen nieder und erhöhte seine Sparren an dessen Stelle. Davon heisst die Burg jetzt Sparrenberg. Später gerieth derselbe Herrmann von Ravensberg in Fehde mit dem Bischofe Herrmann von Münster, der Bielefeld eroberte und zum Denkmal seines Siegs die Bürger zwang, allen in der Nähe stehenden Eichen die Köpfe abzuhaueu. Sein Stadtrecht empfing Bielefeld von Münster. Seit 1286 war der Sparrenberg der Sitz eines gräflichen Amtmanns oder Drosten, vielleicht auch schon früher; als das Land unter Bergische Hoheit gekommen war, blieb die frühere Aemter-Eintheilung desselben bestehen und Herzog Wilhelm III. von Berg setzte Philipp von Waldeck auf den Sparrenberg als Drosten mit einem jährlichen Einkommen an Geld und Naturalien, worunter man am Ende des Inventar's von Hunderten von Kühen, Schweinen, Hammeln u. s. w. auch zwei jährliche Fuder Wein's für die Frau Drostin aufgeführt findet. Im Jahre 1545 ward die Burg Sparrenberg von Grund aus neu aufgeführt mit Zirkularbefestigungen nach Albrecht Dürers Erfindung; selten Residenz, ward sie 1743 endlich zu Gefängnissen eingerichtet.



Leopold & Bieder: Paris. No. 100

BELLEFIELD.

die Schleier oder die nachher sogenannte Bielefelder klare Leinwand. — Merkwürdigkeiten besitzt die Stadt keine, wenn man nicht das Grabmal des Ravensbergischen Grafen Otto und seiner Gemahlin Hedwig, oder das Wilhelm's von Berg, früher Bischofs von Paderborn, und seiner Gemahlin Adelheid von Tecklenburg dahin rechnet, beide in der Marienkirche in der Neustadt. Die Feste auf dem Sparrenberge ward im Jahre 1177 erbaut: in jener Zeit standen die Grafen von Ravensberg auf der Seite der Gibelinén, die von der Lippe aber auf der Seite der Welfen. Bernhard von der Lippe war ein besonders thätiger Bundesgenoss Heinrich's des Löwen, und als dieser des Kaisers Rothbart Abwesenheit in Italien benützte, um seine Feinde zu züchtigen, unter ihnen aber auch der Rabe in die Fänge des Löwen fiel (auf dem Halerfelde, zwischen Hase und Dute im Osnabrückischen,) da drang jener, der Lippische Verbündete, rasch in des Geschlagenen Gebiet ein, und baute auf dem Sparrenberge einen Thurm, von dessen Zinnen er das Banner mit dem Löwen wehen liess, und den er die Löwenberg nannte. Aber Herrmann, der Graf von Ravensberg, war nur vor dem Löwen geflohen; dem Nachbarfürsten wich er nicht, sondern stürzte mit seinen Mannen den Thurm, riss den Löwen nieder und erbaute seine Sparren an dessen Stelle. Davon heisst die Burg jetzt Sparrenberg. Später gerieth desselbe Herrmann von Ravensberg in Fehde mit dem Bischofe Hermann von Münster, der Bielefeld eroberte und zum Deutmal seines Siegs die Bürger zwang, allen in der Nähe stehenden Eichen die Köpfe abzuhauen. Sein Stadtrecht empfing Bielefeld von Münster. Seit 1286 war der Sparrenberg der Sitz eines gräflichen Amtmanns oder Drostens, vielleicht auch schon früher, als das Land unter Bergische Hoheit gekommen war, blieb die frühere Aemter-Eintheilung desselben bestehen und Herzog Wilhelm III. von Berg setzte Philipp von Waldeck auf den Sparrenberg als Drostens mit einem jährlichen Einkommen an Geld und Naturalien, worunter man am Ende des Inventars von Hunderten von Kühen, Schweinen, Hammeln, auch zwei jährliche Fuder Weins für die Frau Drostens aufgeführt findet. Im Jahre 1545 ward die Burg Sparrenberg von Grund aus neu aufgeführt mit Zirkularbefestigung nach Albrecht Dürers Erfindung; selten Residenz, ward sie erst endlich zu Gefängnissen eingerichtet.



BILDEFELD.

Leipzig, d. Binde: Haver. Verlag.

Von Bielefeld an streifen die Berge des Osnings in nordwestlicher Richtung in's Osnabrückische hinüber, wo die von der Porta her in fast grader Richtung westlich bis nach Iburg sich ziehende Bergkette mit ihnen zusammenfällt: wir aber dürfen ihnen nicht mehr folgen, denn wir stehen an der Grenze des Wassergebietes der Weser: schon die Lutter, welche Bielefelds Bleichen bespült, fällt mit dem einen Arm in das Thal der Ems hinab. Was der nördliche Theil des Westphälischen Wesergebiets an romantischen Punkten bietet, haben wir besucht oder überschaut: der Gedanke trägt uns nun schnell über das schon durchmessene Lippe-Ländchen fort, wieder nach dem Süden des Westphälischen Flussgebiets, welches die Weser beherrscht, und soll uns hier auf die Spitze des Köterberges stellen, der an der Gränze von Lippe und Corvei, unweit der Weser wie ein Flügelmann des Osnings steht. Der Köterberg (Götterberg, als Stelle heidnischer Gottesverehrung, wie man glaubt) ist in Westphalen berühmt durch seine Sagen. „Er ist innen voll Gold und Schätzen, die einen armen Mann wohl reich machen könnten, wenn er dazu gelangte. Auf der nördlichen Seite sind Höhlen, da fand einmal ein Schäfer den Eingang und die Thüre zu den Schätzen: aber wie er eingehen wollte, in demselben Augenblicke kam ein ganz blutiger entsetzlicher Mann über's Feld gelaufen und erschreckte und verscheuchte ihn. Südlich auf einem waldbewachsenen Hügel am Fusse des Berges stand die Harzburg, wovon die Mauern noch zu sehen, und vor kurzem Schlüssel gefunden sind. Darin wohnten Hühnen und gegenüber, auf dem zwei Stunden fernen Zierenberg stand eine andere Hühnenburg. Da warfen die Riesen sich oft Hämmer herüber und hinüber. Auf dem Köterberge hütete vor Zeiten friedlich ein Schäfersmann, da stand, als er sich einmal umwandte, ein prächtiges Königs-Fräulein vor ihm und sprach: „nimm die Springwurzel und folge mir nach.“ Die Springwurzel erhält man dadurch, dass man einem Grünspecht (Elster oder Wiedehopf) sein Nest mit einem Holz zukeilt; der Vogel, wie er das bemerkt, fliegt alsbald fort, und weiss die wunderbare Wurzel zu finden, die ein Mensch noch immer vergeblich gesucht hat. Er bringt sie im Schnabel und will sein Nest damit wieder öffnen, denn hält er sie vor den Holzkeil, so springt er heraus, wie vom stärksten Schlag getrieben. Hat man sich versteckt und macht nun, wie er herankommt,

einen grossen Lärm, so lässt er sie erschreckt fallen (man kann aber auch nur ein weisses oder rothes Tuch unter das Nest breiten, so wirft er sie darauf, sobald er sie gebraucht hat.) Eine solche Springwurzel besass der Hirt, liess nun seine Thiere herumtreiben und folgte dem Fräulein. Sie führte ihn bei einer Höhle in den Berg hinein; kamen sie zu einer Thür oder einem verschlossenen Gang, so musste er seine Wurzel vorhalten und alsbald sprang sie krachend auf. Sie gingen immer fort, bis sie etwa in die Mitte des Berges gelangten, da sassen noch zwei Jungfrauen und spannen emsig; der Böse war auch da, aber ohne Macht und unten an den Tisch, vor dem die beiden sassen, festgebunden. Ringsum waren in Körben Gold und leuchtende Edelsteine aufgehäuft und die Königstochter sprach zu dem Schäfer, der da stand und die Schätze anlusterte: „Nimm dir soviel du willst.“ Ohne Zaudern griff er hinein und füllte seine Taschen, so viel sie halten konnten, und wie er, also reich beladen, wieder heraus wollte, sprach sie: „Aber vergiss das Beste nicht!“ Er meinte nicht anders, als das wären die Schätze und glaubte sich gar wohl versorgt zu haben, aber es war die Springwurzel. Wie er nun hinaustrat, ohne die Wurzel, die er auf den Tisch gelegt, schlug das Thor mit Schallen hinter ihm zu, hart an die Ferse, doch ohne weitem Schaden, wiewohl er leicht sein Leben hätte einbüßen können. Die grossen Reichthümer brachte er glücklich nach Haus, aber den Eingang konnte er nicht wieder finden.*) — Der Köterberg gewährt von seinem kegelartigen, oben mit einer Warte gekrönten Gipfel eine weite und schöne Aussicht. Wir haben die Blicke nach drei verschiedenen Richtungen von hieraus zu wenden: erst nordwestlich auf das nahe Schwalenberg, (Schwalbenberg,) wo einst von der hochgelegenen Burg herab ein mächtiges Grafengeschlecht sein gebirgiges und waldiges Gebiet überschaute; sodann nach Norden hin, wo das Preussische Städtchen Lüde, der alte Lagerplatz Karl's des Grossen liegt und hinter ihm das schöne, das weltberühmte Pyrmont. Dieser freundliche Ort ist eigentlich nur eine lange, von Gärten und Höfen unterbrochene Strasse, an deren Ende das Brunnenhäuschen mit seinem kräftigen Heilquell

*) S. Grimm's deutsche Sagen.



J. Gray sculp

Druckg. v. Engel, Koenig Altona

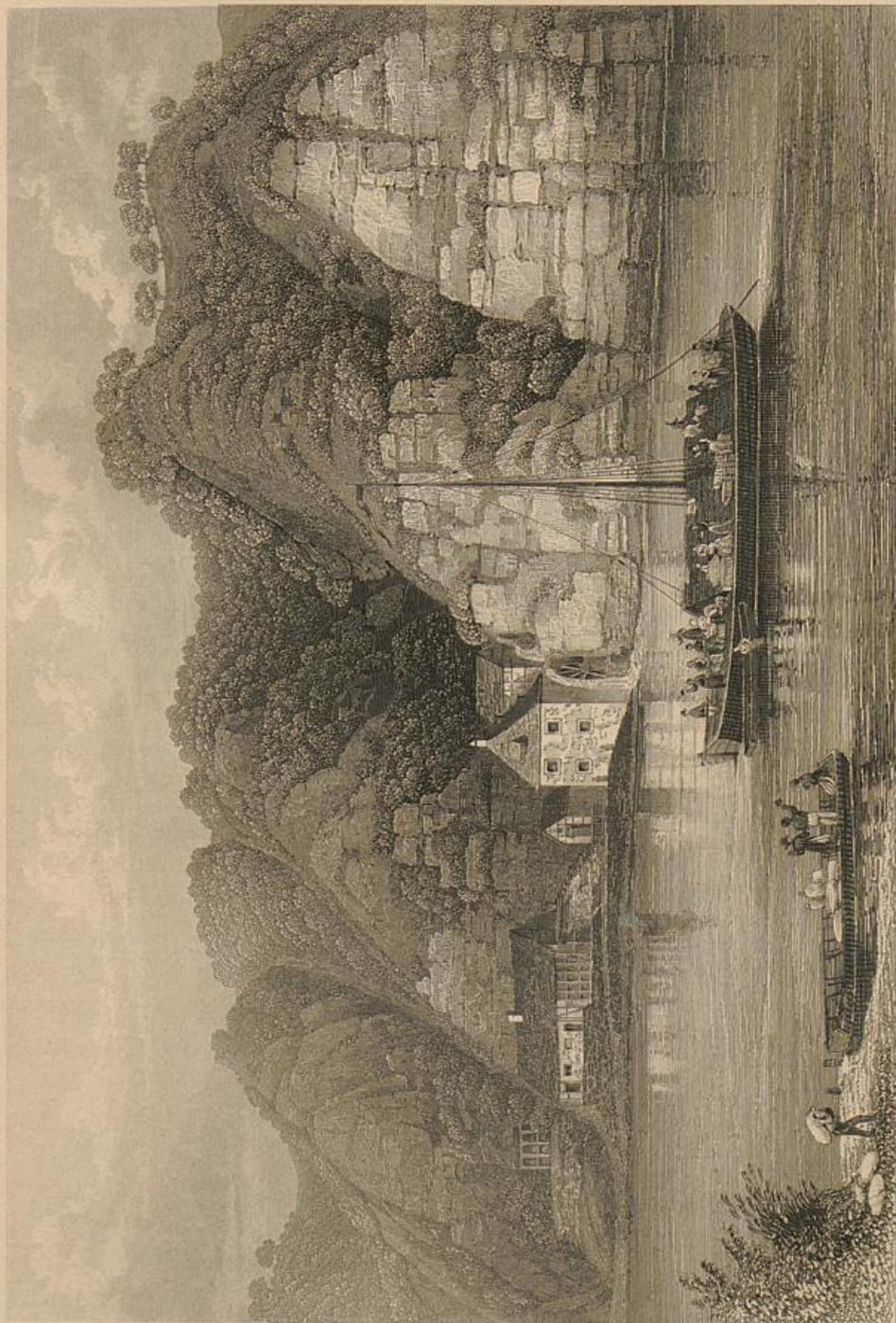
DES STEINNÜHLE AN DER WIESER.

C. Schilling del.

einen grossen Lärm, so lässt er sie erschreckt fallen (man kann aber auch nur ein weisses oder rothes Tuch unter das Nest breiten, so wirft er sie darauf, sobald er sie gebraucht hat.) Eine solche Sprngwurzel besass der Hirt, liess nun seine Thiere herantreiben und folgte dem Fräulein. Sie führte ihn bei einer Höhle in den Berg hinein; kämen sie zu einer Thür oder einem verschlossenen Gang, so musste er seine Wurzel vorhalten und alsbald sprang sie krachend auf. Sie gingen immer fort, bis sie etwa in die Mitte des Berges gelangten, da sassen noch zwei Jungfrauen und spannen emsig; der Böse war auch da, aber ohne Macht und unten an den Tisch, vor dem die beiden sassen, festgebunden. Ringsum waren in Körben Gold und leuchtende Edelsteine aufgehäuft und die Königstochter sprach zu dem Schäfer, der da stand und die Schätze anlusterte: „Nimm dir soviel du willst.“ Ohne Zaudern griff er hinein und füllte seine Taschen, so viel sie halten konnten, und wie er, also reich beladen, wieder heraus wollte, sprach sie: „Aber vergiss das Beste nicht!“ Er meinte nicht anders, als das wären die Schätze und glaubte sich gar wohl versorgt zu haben, aber es war die Springwurzel. Wie er nun hinaustrat, sass die Wurzel die er auf den Tisch gelegt, schlug das Thor mit Schellen hinter ihm zu, hart an die Ferse, doch ohne weiten Schaden, wiewohl er leicht sein Leben hätte ambussen können. Die grossen Reichthümer brachte er glücklich nach Haus, aber den Eingang konnte er nicht wieder finden.*)

Der Kötterberg gewährt von seinem kegelartigen, oben mit einer Warte gekrönten Gipfel eine weite und schöne Aussicht. Wir haben die Blicke nach drei verschiedenen Richtungen von hieraus zu wenden: erst nordwestlich auf das nahe Schwabenberg, (Schwalbenberg,) wo einst von der hochgelegenen Burg herab ein mächtiges Grafengeschlecht sein gebirgisches und waldiges Gebiet überschaut; sodann nach Norden hin, wo das Preussische Städtchen Lude, der alte Lagerplatz Karl's des Grossen liegt und hinter ihm das schöne, das weltberühmte Pymont. Dieser freundliche Ort ist eigentlich nur eine lange von Gärten und Höfen unterbrochene Strasse, an deren Ende das Brunnenhäuschen mit seinem kräftigen Heilquell

*) S. Grimm's deutsche Sagen.

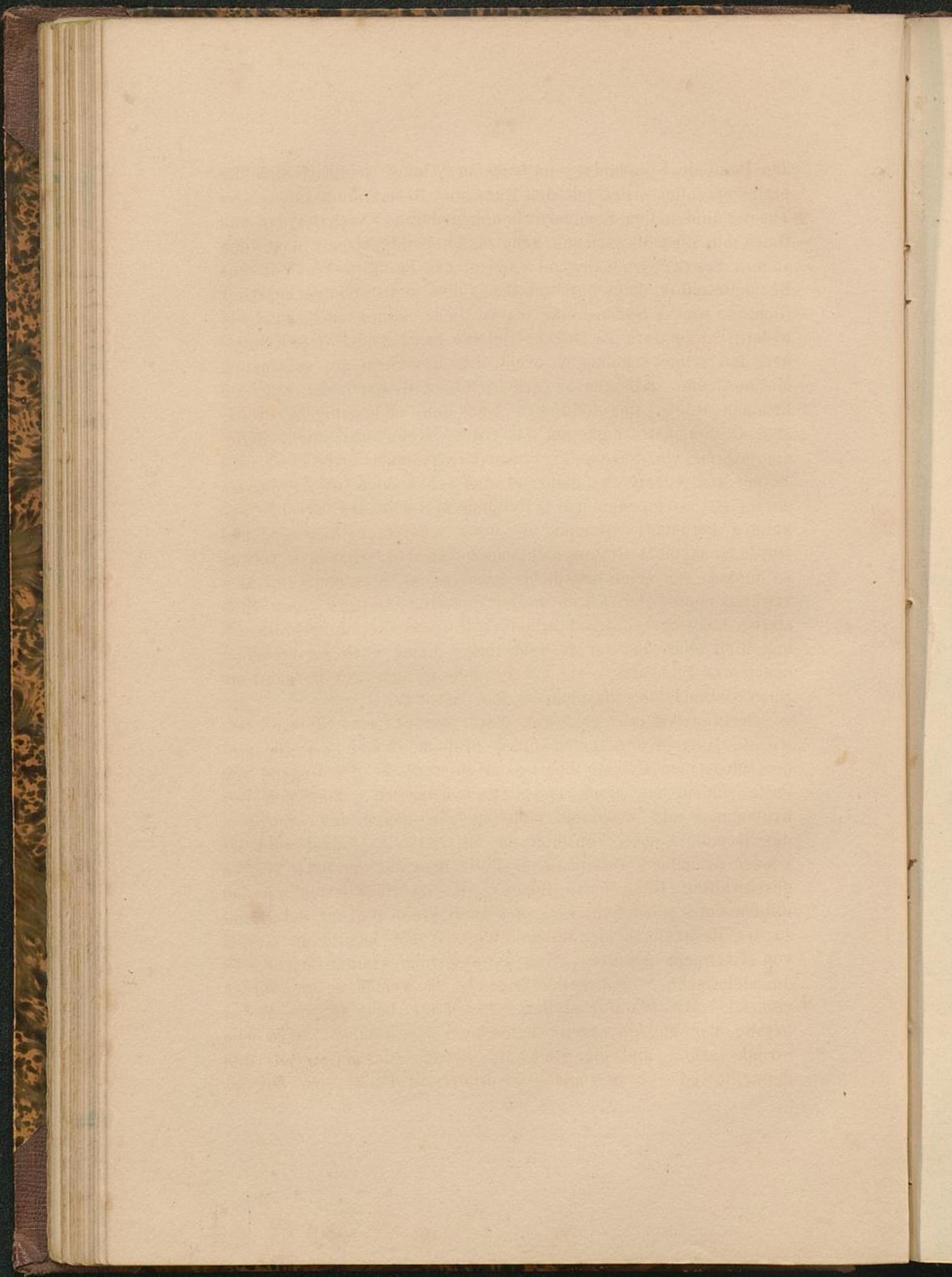


J. Gray sculp

Gesellschaftum del.

DIE STEINMÜHLE AN DER WESER.

Zeichn. d. Engl. Kunst-Anstalt



den Point de Vue bildet; im rechten Winkel schliesst sich die breite prächtige Allee mit den Cur- und Restaurationssälen, dem Theater und hellen Sommerwohnungen daran. Nach Norden und Osten hin umschliessen es schützende Waldgebirge, nach den andern Seiten ist die Gegend ebener; das Fürstlich-Waldeck'sche Residenzschloss liegt hart am Orte, ebenso in entgegengesetzter Richtung, nach Süden, eine beträchtliche Saline mit ihren Soolbädern, und unfern die Quäker-Colonie Friedensthal. Der Königsberg mit seiner schönen Aussicht, das Monument aus schwarzem Marmor zum Andenken an Friedrich den Grossen, der hier den Brunnen trank, die tödtlichen Stickstoff aushauchende Grotte, sind die Sehenswürdigkeiten des Ortes, wenn man nicht lieber die während der Saison hier zusammenliegende *haute volée*, den Verein von Allem, was glänzend und schön oder voll Anspruch's darauf ist, so nennen will. Pymont heisst in den ältesten Urkunden Peremunt (Mündung des Vere- oder Pere-Baches?) und wurde von einem Grafengeschlecht beherrscht, dessen Ursprung so dunkel, wie seine Geschichte glanzlos ist. Der Mineralquellen erwähnt zuerst der Chronist Heinrich von Herford, der 1370 starb; im sechszehnten Jahrhundert begann ihr häufiger Besuch und hielt sich, bis der dreissigjährige Krieg auch sie verödete; gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aber war Pymont mit Spaa vielleicht das besuchteste Bad Europa's.

Kehren wir jetzt ganz zur Weser zurück: eine Strecke weit, wo sie Hameln und Bodenwerder bespült, haben wir sie niedersächsischem Gebiete überlassen müssen: in der Gegend von Polle schlägt sie einen majestätischen Bogen, eine mächtige Krümmung, als wolle sie sich sperren gegen den Eintritt in das fremde Land. Von hier an bis Herstelle hinauf wird sie wieder Gränzfluss Westphalens. Polle liegt auf der nach Westen geschweiften Höhe jenes Bogens. Es ist ein Flecken mit den Ruinen eines alten Schlosses, das Haus Polle genannt, das früher zu den Besitzungen der im Sollinger-Walde begüterten Grafen von Everstein gehörte. Was es uns interessanter macht, ist die malerische Schönheit der Gegend, in welche es uns zurück versetzt. Die bewaldeten Berge treten oft dicht an die Weser heran, hier und da ragen steilrechte Felsenwände wie aus dem Strome empor und die Steinmühle, welche das anliegende Bild darstellt, ist ein so romantisch pittoresker Punkt, wie nur ir-

gendwo in der Weser ein anderer sich spiegeln mag. Der Fluss behält diesen Charakter mehr oder minder durch den ganzen Gau, der ehemals Tilithi hiess, wie in dem höher liegenden Auga-Gau, dessen schönste und denkwürdigste Punkte Corvei und Höxter bilden.

Die alte gefürstete Reichsabtei Corvei liegt in einer Ebene, die nach zwei Seiten hin von einer Krümmung der Weser umschlossen wird, unter seinen Gärten und Alleen, als ein schönes und imposantes Denkmal alter Herrlichkeit da. Das Gebäude ist ein grosses aus Bruchsteinen erbautes Quadrat, das in seinem Innern mehrere Höfe und die Kirche birgt; jetzt zum Schlosse umgeschaffen, zeigen die meisten seiner Räume den steifen, schwerprächtigen Geschmack des vorigen Jahrhunderts: reiche seidne und gewirkte Tapeten, Vergoldungen und Stukaturen im Uebermass, Deckengemälde u. s. w. kurz die ganze Rococo-Herrlichkeit, welche man noch vor zwanzig Jahren rastlos zu vertilgen strebte und jetzt wieder so sorglich zusammenleimt. Die Wände eines der Gemächer sind mit den Brustbildern der Aehte, von Adelhard dem Stifter an, ausgefüllt, und seltsamer Weise endet auch hier, wie in vielen andern säcularisirten Stiftern, wie in dem Römersaale zu Frankfurt, mit dem Bilde des letzten Herrn der Raum, der für so viele Jahrhunderte genügt hatte. In Corvei fehlt zwar das Bild des letzten Fürstabs, des Bischofs von Lüning; aber der Raum dafür ist vorhanden und kein Zollbreit mehr. Die gothisch verzierte Kirche ist schön und geräumig. Corvei ist eine der ältesten und bedeutendsten Kloster-Stiftungen in Deutschland und viele Jahrhunderte hindurch segensreich für Nah und Fern gewesen: seine Gründung fällt in die Zeit der Regierung Kaiser Ludwig's des Frommen (816). Damals hatte das Frankenreich schon viele Klöster, wohin die Söhne der bekehrten Sachsen gesandt wurden, um in ihnen den Unterricht zu empfangen, den noch keine Anstalt der Heimath bot. So hatte Bathilde, eines Königs Chlodwigs Gemalin im Jahre 660 in der Gegend von Amiens, an dem Bache Corbie, der sich in die Saone mündet, dem Orden des heiligen Benedikt von Nursia ein Kloster gestiftet, das rasch aufblühte. Man nannte es Corbie oder *Corbeia aurea*; seine Mönche mussten nach Benedickt's Regel, welcher damals alle Fränkischen Klöster folgten, ihre Stunden zwischen Gebet und der Arbeit

theilen, welche, der Wissenschaft zugewendet, dem Benediktiner-Orden so grosse und bleibende Verdienste um die Cultur des Mittelalters erworben hat. Der Abt Adelhard von Corbie, ein Enkel Carl Martel's, fasste zuerst den Plan, nachdem sein Vetter, der grosse Karl im Lande der Sachsen die ersten Bisthümer errichtet habe, nun auch durch Brüder seines Ordens eine Pflanzschule des Christenthums dort zu stiften, welche Lehrer und Priester des bekehrten Volkes erziehe. Unter den Sachsen, die sich in Corbie befanden, war ein Bruder, Theodrad genannt: der versprach, als er von dem Plane des Abtes vernommen, auf den Gütern seines Vaters einen passenden, einsamen, mit einer Quelle versehenen Ort dem Orden für die Stiftung auszuwirken. Adelhard willigte gern darein und sandte nun Theodrad selbst in die sächsische Heimath; dieser aber traf auf unerwartete Schwierigkeiten, und Abt Adelhard ward von Kaiser Ludwig in ein entferntes Kloster verwiesen: erst seinem Nachfolger in Corbie, der auch Adelhard genannt wurde, gelang es, die Stiftung ins Werk zu richten. Theodrad's Verwandten bewilligten jetzt den Platz, und das neue Kloster erstand, auf Kosten der alten Congregation, an einem stillen abgelegenen Orte, Hetha genannt, tief im Sollinger Walde, wo durch frühere Einsiedler der Stätte schon eine Art Weihe gegeben war; (später Neustadt, Jagdschloss Neuhaus.) Die Stiftung gedieh, aber nicht in dem Masse, wie man erwartet hatte: wohl wuchs die Zahl der Mönche, nachdem Corbie mehrere seiner Brüder unter dem ersten Präpositus Adalbert herübergesandt hatte, rasch genug, dass die Congregation unter drei Priore dreifach getheilt werden musste: aber der Boden widerstand den Culturversuchen hartnäckig, Wetter und Erdbeben zerstörten die Quelle, welche Wasser spendete, und als der alte verbannte Adelhard, neu begnadigt, herüberkam, um nach dem Werke zu schauen, das er zuerst beschlossen hatte, fand er den Zustand der Brüder so, dass er sich an den Kaiser um die Erlaubniss wenden musste, einen passenderen Ort für die Stiftung auswählen zu dürfen. Der fromme Ludwig gewährte gern. Die Stelle, wo jetzt Corvei liegt, im Bezirke der königlichen Villa Huxori, bot in ihrer Lage eine Aehnlichkeit mit dem den Brüdern theuren alten, goldenen Corbie dar, und wie die Erinnerung an die Mutter-Congregation sie schon früher für ihre Anlage denselben Namen hatte wählen lassen, so bestimmte dieser Umstand nun

auch die Wahl des Ortes. Auf der erkorenen Stätte ward ein Zelt errichtet für den Bischof und die Heiligthümer, umher scharten sich die Brüder in feierlicher Versammlung und sangen Psalmen und beteten Gottes Segen auf ihr Werk herab: Bischof Badurad von Paderborn aber trat in der goldenen Gewandung und mit den Insignien seiner Würde aus dem Zelte hervor, segnete den Boden mit dem Wasser der Weihe ein und pflanzte mit mächtiger Hand das Kreuzeszeichen in den Grund, da wo man den ersten Stein zum Hochaltare der Kirche legen sollte*). Nun wurde rüstig gebaut, gemeisselt und gefügt: noch der Herbst desselben Jahres (822) zeigte den Bergen und Schluchten des Solling's ein Schauspiel, wie sie nicht vorher oder später je gesehen. Da schritten in feierlichem Aufzuge die Mönche durch den Wald, von Hetha fort, wo sie fast sieben Jahre gewohnt, der neuen Wohnung zu. An ihrer Spitze schritt der greise Adelhard über das gelbe rauschende Laub einher; ihm folgten sein frommer Bruder Walo und die Männer, so vom goldenen Corbie herübergekommen, „die grossen Lehrer, mit denen er dem neuen Kloster unsterblichen Ruhm zuführte,“ der heilige, der glühende Anschar, Skandinaviens Apostel, mit seinem Neffen Nortfried, Witmar und der edle Autbert und viele Andre: nach ihnen trugen die übrigen Brüder das Kruzifix und die Reliquien und die heiligen Geräthe des Gotteshauses. So zogen die schwarzgewandeten Männer durch das Dunkel des Sollinger Waldes und sandten das: *vexilla regis prodeunt* und andere Gesänge des frohen Lobes zu den rauschenden Wipfeln der Eichen empor, die wie ernste Wilden den ungewohnten Aufzug anschauen mochten und ihr letztes welkes Laub auf ihn schütteln, aus der zusammen flüsternden Verwunderung der Zweige herab, zu denen früher nur heidnische, schlachten- und blutesfrohe Weisen hinaufgetönt. Von nah und fern waren die Sachsen herbeigeströmt und durchtobten die stille Waldeinsamkeit: wo aber der Zug

*) Bei dem Legen des Grundstein's fand man eine Säule von röthlichem, geglättetem Marmor, welche man für die Irmensäule hielt und als solche auch nach Hildesheim gebracht, dort im Chore aufgestellt und mit dem Bildnisse der heiligen Jungfrau geschmückt hat. Vielleicht war es ein Heiligthum von dem nahen Brunsberge. (Piderit's geschichtliche Wanderungen.)

nahte, da scharten sie still sich zur Seite, die wilden Männer mit dem wirren langen Blondhaar und den schreckbaren Antlitzen, die das Kopffell erschlagener Bären und Eber deckte: oder sie reihten fromm dem Zuge sich an und schritten mit hinab in das freundliche Weserthal, und sahen, wie vor einer unabsehbaren Menschenmenge Carl Martel's Enkel und der Bischof der Paderstadt in dem neuen Kloster das erste feierliche Hochamt hielten.

Die junge Stiftung nahm rasch einen glänzenden Aufschwung: Kaiser Ludwig und seine Gemahlin Judith beschenkten sie reichlich mit Privilegien und Gütern, Immunität und Münzrecht; Hilduin der Abt von St. Denis bei Paris verschaffte dem Kloster die Reliquien des heiligen Vitus, eines Knaben aus Lucana in Lydien, der in seinem zwölften Jahre unter Diocletian den Märtyrertod erlitten hatte; er wurde mit dem Protomartyr Stephanus, dem Heiligen von *Corbeia aurea*, Schutzpatron unseres Corbie, und als dem letzteren Kaiser Lothar die eroberte und von Corveischen Missionaren bekehrte Insel Rügen schenkte, da wurde auch hier der heilige Vitus als Patron verehrt. Die Männer von Rügen aber empörten sich nicht lange nachher, schlugen ihre Missionare todt und führten den heidnischen Cultus wieder ein: doch in wundersamer Begriffsverwirrung ward nun der christliche Heilige ihr Hauptgötze, und Sankt Vitus als Swantowit in scheusslicher Gestalt auf dem blutigen Altar ihres Tempels zu Arkona gestellt. *)

Reicher aber als durch alle Schenkungen, glänzender als durch seine Reliquien oder die feierlichen Einzüge mehrerer Kaiser in seine Mauern, wie Heinrich's II. und Kunigunds, des heiligen Herrscherpaares, ward Corvei durch seine grossen Männer, durch seine Verdienste um Glauben und Wissen der Vorzeit. Unter jenen nenne ich nur Bruno, der als Gregor V. die schwarze Kaputze von Corvei mit der Tiara vertauschte, Anschar und seinen Nachfolger Sankt Rembertus, die ersten Erzbischöfe von Hamburg und Bremen und des Nordens rastlos eifrige Bekehrer: dann Rabanus Maurus, der aus Buchenau im Stifte Mainz, seinem Geburtsorte, nach Fulda zur Erziehung gesandt,

*) Vielleicht ward jedoch bei den Slaven schon früher Swantowit, Swiatowid als Gott der Sonne und des Kriegs verehrt.

als Lehrer nach Corvei ging: Paschasius Radbertus endlich, der aus Frankreich den ersten Grundern in das Land der Sachsen folgte. Was Mönche von Corvei für die deutsche Geschichtschreibung gethan haben, ist bekannt: (z. B. Wittekind, Rector der Schule zu Corvei im Anfange des elften Jahrhunderts;) weniger wohl, dass ohne ihren Eifer auch für die classische Literatur die fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus für uns verloren sein würden. Sie wurden im Juli 1514 in der Kloster-Bibliothek wieder aufgefunden und dem Pabste Leo X. zum Geschenk gemacht, der sie im folgenden Jahre durch den Druck vervielfältigen liess. Das Manuscript befindet sich jetzt in Florenz. Ehemals musste im Scriptorium der Mönche zu Corvei der Tacitus jährlich zehn Mal abgeschrieben werden. Auch den ersten Publicisten im modernen Sinne und die erste Flugschrift hat Corvei hervorgebracht: ein Mönch verfasste sie um das Jahr 1073 gegen Kaiser Heinrich IV.

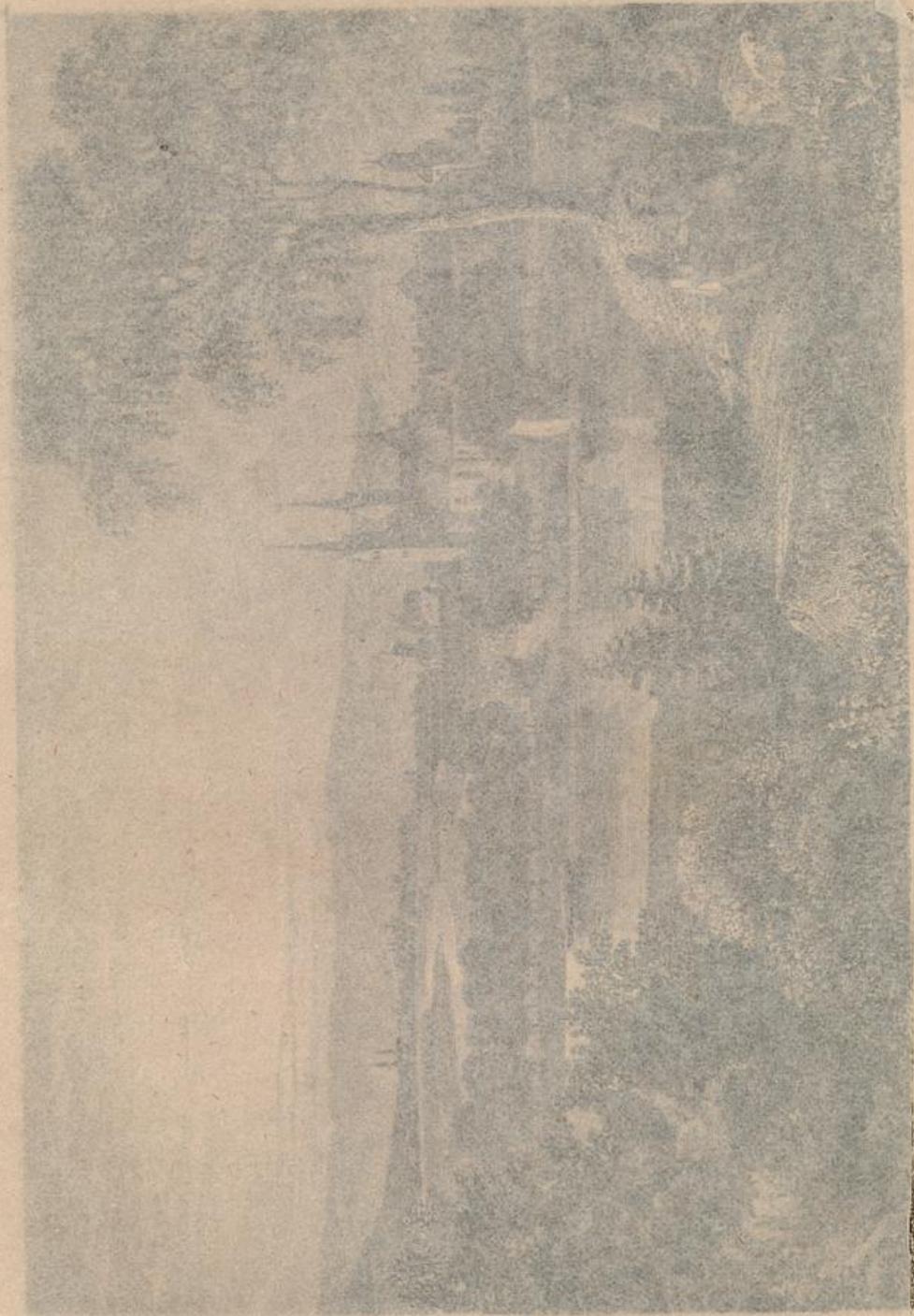
So wurde Corvei mächtig, berühmt und einflussreich: von allen Seiten verlangte man Lehrer, Aebte, Bischöfe von ihm: von allen Seiten strömten die Söhne der edelsten Geschlechter dorthin, um ihre Erziehung in dem gelehrten Kloster zu erhalten: die Zahl der Mönche stieg einst auf 300. Zugleich erhöhte mit dem Ruhm und Reichthum die Schönheit des Aeusseren sich und immer geschmückter und sorgfältiger bedacht ward seine Kirche; Abt Adelgar bauete drei hohe schöne Thürme; Thiatmar liess sechs prachtvolle ehernen Säulen setzen und die grosse fernhin schallende Glocke *Cantabona* giessen; neben Abtei und Kloster ward sogar auch ein Kaiserhaus erbaut zur Aufnahme der Kaiser, welche nach Corvei kamen. Und auch die Sage verherrlichte das segensreiche Gotteshaus in unzähligen Legenden und Wundern. Wem von euch ist die schöne Mähre von der weissen Lilie zu Corvei nicht bekannt? Sie hing in alten Zeiten auf dem Chore an einem ehernen Kranze: wann aber das Ende eines Mönches nahte, dann fand er sie in der Frühe, wenn er zur Matutin in die Kirche ging, auf seinem Chorstuhle liegen. Einst war es der junge Conventuale Marcward von Spiegel, der sie auf seinem Sessel fand: er erschrak dess sehr, dass er sein junges Leben lassen sollte, während so viele ältere Mönche mit morgenfrischen blühenden Gesichtern zum Hymnus aus dem Kreuzgange herbeikamen: desshalb legte er heimlich und rasch die

Lilie dem greisen Weribold in seinen Stuhl. Der alte Mann entsetzte sich, dass er in eine schwere Krankheit fiel: aber er genas, Marward von Spiegel jedoch starb nach drei Tagen. Seit der Zeit erschien die Wunderblume nicht mehr. — War einer der Mönche krank und konnte im Chore nicht erscheinen, dann hörte man den Gesang eines Engels von seinem Platze her: auch konnte man, wenn die Knaben der Abteischule das *Gloria patri etc.* sangen, aus der Ferne des oberen Chores her, wo St. Viti Reliquien verwahrt wurden, die Stimmen der Engel mit wunderbarer Lieblichkeit das *Sicut erat in principio etc.* intoniren hören. — Am Vitusfest kamen zwei lebendige Hirsche aus dem Sollinger Walde herübergeschwommen und schritten durch das Thor, das noch später die Hirschpforte hiess, in die Küche: einen behielt man und liess den anderen in die Wildniss zurück; hinter dem Altar in der Kirche sprudelte zugleich ein mächtiger Quell des besten Weines auf. Das geschah lange Jahre, bis man einst beide Hirsche zurückhielt und von dem Weine zuviel trank: da hörten die Wunder auf. In jenen glücklichen Tagen des Klosters sah man oft auch den Schatten des heiligen Adelhard durch die Kirche schweben: zwei Engel erschienen jährlich im Chore und leiteten die Gesänge, bis die dreiste Frage eines Präpositus, wer sie seien, und woher sie kämen, sie auf immer verscheuchte. — Ein Ereigniss aus den Zeiten des zweiten Kreuzzug's wird also erzählt: eine Schaar räuberischen Gesindels, das die Abwesenheit der edlen Ritterschaft zu seinen Gewaltthätigkeiten benutzte, machte einen Angriff auf Corvei. Die Räuber kamen plötzlich zu Schiffe die Weser herunter, drangen bei nächtlicher Weile in den Garten und erstiegen dann die Kapelle der heiligen Maria, erbrachen ein Fenster, das in die Kirche führte, wo man alle Kleinodien und Paramente unverschlossen aufbewahrte, und wollten schon in die Kirche sich niederlassen, als sie plötzlich eine Schaar bewaffneter Reuter den Altar umgeben sahen. Die unten geblieben waren, glaubten es nicht und stiegen auch hinauf; aber alle sahen dieselbe drohende Erscheinung. Da suchten sie, noch voll Zweifels, den Haupteingang der Kirche: und sieh, auch dieser war mit Bewaffneten besetzt. Noch einmal machten sie einen Versuch, von Osten her in das Chor und in die Sakristei zu dringen; sie erstiegen ein Fenster, sahen aber wieder jene bewaffnete Schaar und hörten nun zugleich den Gesang

der Brüder und das Läuten zur Frühmesse; das Morgenroth glänzte über den Bergen auf; die Räuber mussten weichen und gestanden später selbst, dass Gespenster sie vertrieben hätten. So erzählt die Geschichte von Corvei und Höxter, die Wigand geschrieben hat und worin ihr die ferneren Ereignisse in der merkwürdigen Abtei, ihre Beziehungen zu Kaiser und Reich, zu ihren Nachbarn und Untergebenen, zu den fortbildenden Gestaltungen der Verfassung und des Wesens der alten und ältesten Zeit lehrreich und in klarer Darstellung beschrieben findet.

Als die gefürstete Reichsabtei Corvei glücklich der drohenden Säkularisation durch den Westphälischen Frieden entgangen war, und ihrem tausendjährigen Jubiläum entgegensah, machte der Frieden von Lüneville dieser Hoffnung und ihrem Bestande ein Ende. Der Erbprinz von Oranien, dem sie zur Entschädigung übergeben, musste sie bald dem neuen Königreich Westphalen einverleiben sehen: dessen Erbe wurde Preussen, welches dem Landgrafen von Hessen-Rotenburg, den es zu entschädigen hatte, die Standesherrschaft über das Stift einräumte: als Theil der Hessen-Rotenburgischen Erbschaft ist es jetzt an den Prinzen Victor von Hohenlohe-Schillingsfürst gekommen.

Eine schöne hohe Buchenallee führt von Corvei nach dem nahen Städtchen Höxter, das an einem schlanken Bogen des glatten Stromes wie eine schmucke Dirne vor ihrem Spiegel steht. Seine Lage ist weniger grossartig romantisch als lachend freundlich; fast koquett anmuthig gleitet die Weser um die zierlichen Pfeiler einer neuerbauten Brücke, als ob sie mit ihnen tändeln wolle: die Berge umher sind weder steil noch sehr hoch, aber schön bewaldet und im Lenz voll Nachtigallenschlag; — sie sind ein zahmes Geschlecht, unter dem nur, nah am Stadthore, der Ziegenberg mit seinem rothen nackten Gesteine wie ein Wilder, ein letzter der Mohicaner sich aufreckt. Aber man hat nichts destoweniger sein stolzes Haupt und die starren Glieder mit Gemüseplantzen bedeckt, die Cultur hat auch ihn bezwungen, und wie mit grünen blühenden Banden gefesselt, dass er zu dem vorherrschenden Bilde lieblicher Anmuth das seine beitragen muss. Ein andrer Berg hart an der Stadt, nach Norden hin, ist zu einem Vergnügungsort umgeschaffen: es ist der Rauschenberg, eine wahre Nachtigallen-Colonie, aus deren frischen Baumwipfeln hier ein zierliches Dach, dort ein Zelt,



Geogr. Anst. Stuttg. Verlag

CORVELY und HOENSTLER.

Verlag

der Brüder und das Läuten zur Frühmesse; das Morgenroth glänzte über den Bergen auf; die Räuber mussten weichen und gestanden später selbst, dass Gespenster sie vertrieben hätten. So erzählt die Geschichte von Corvei und Höxter, die Wigand geschrieben hat und worin ihr die ferneren Ereignisse in der merkwürdigen Abtei, ihre Beziehungen zu Kaiser und Reich, zu ihren Nachbarn und Untergebenen, zu den fortbildenden Gestaltungen der Verfassung und des Wesens der alten und ältesten Zeit lehrreich und in klarer Darstellung beschrieben findet.

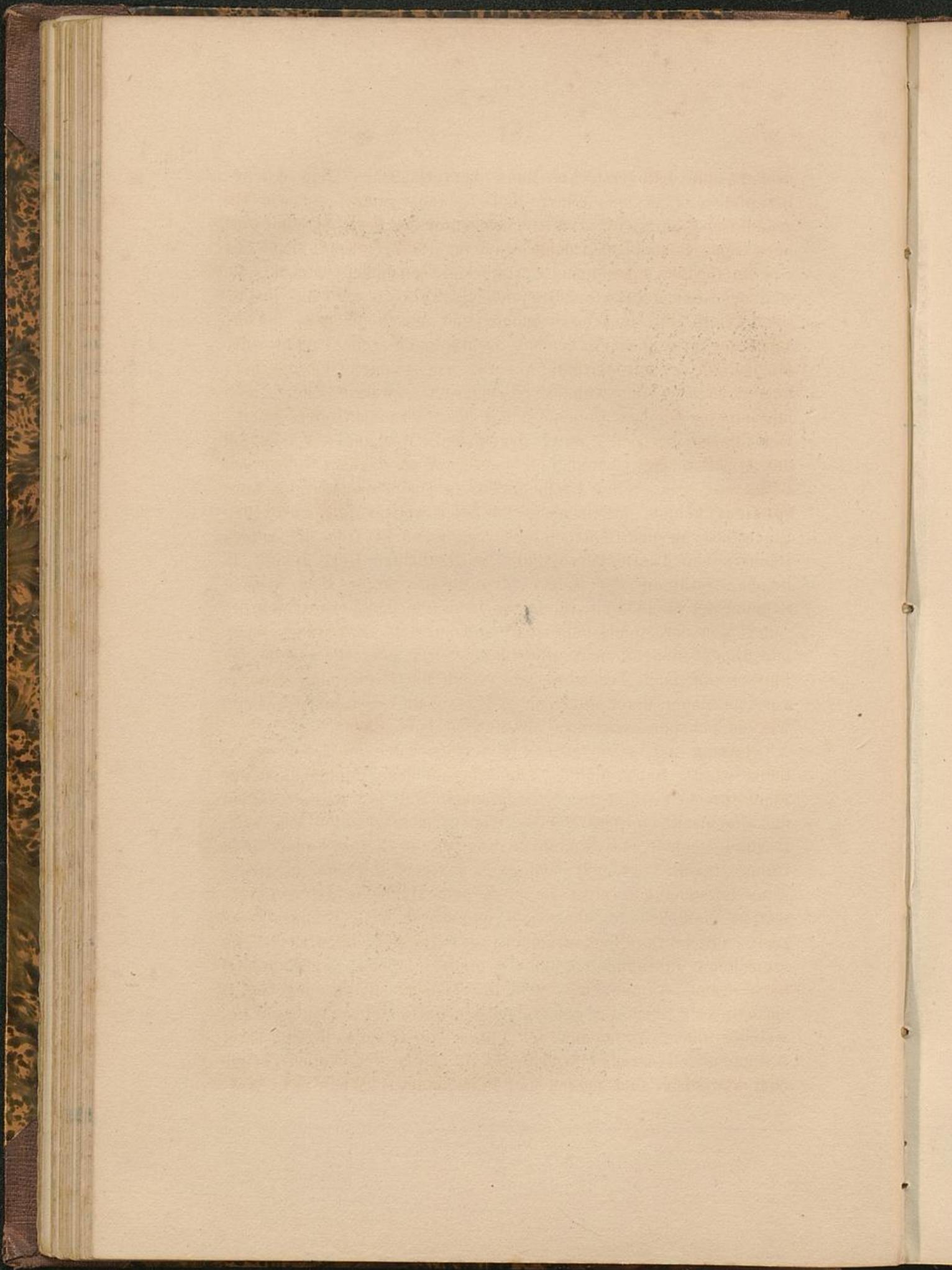
Als die gefürchtete Reichsabt Corvei glücklich der drohenden Säkularisation durch den Westphälischen Frieden entgangen war, und ihrem tausendjährigen Jubiläum entgegensah, machte der Frieden von Luneville dieser Hoffnung und ihrem Bestande ein Ende. Der Erbprinz von Oranien, dem sie zur Entschädigung übergeben, musste sie bald dem neuen Königreich Westphalen einverleiben sehen: dessen Erbe wurde Preussen, welches dem Landgrafen von Hessen-Rotenburg, den es zu entschädigen hatte, die Standesherrschaft über das Stift einräumte: als Theil der Hessen-Rotenburgischen Erbschaft ist es jetzt an den Prinzen Victor von Hohenlohe-Schillingfürst gekommen.

Eine schöne hohe Buchenallee führt von Corvei nach dem nahen Städtchen Höxter; das an einem schlanken Bogen des glatten Stromes wie eine schmecke Dirne vor ihrem Spiegel steht. Seine Lage ist weniger grossartig romantisch als lachend freundlich; fast kokett anmuthig glittet die Weser um die zierlichen Pfeiler einer neuerbauten Brücke, als ob sie mit ihnen tändeln wolle: die Berge umher sind weder steil noch sehr hoch, aber schön bewaldet und im Lenz voll Nachtigallenschlag; — sie sind ein zahmes Geschlecht, unter dem nur, nah am Stadttore, der Ziegenberg mit seinem rothen nackten Gesteine wie ein Wilder, ein letzter der Mohicaner sich aufreckt. Aber man hat nichts desto weniger sein stolzes Haupt und die starren Glieder mit Gemüsepflanzungen bedeckt; die Cultur hat auch ihn bezwungen, und wie mit grünen blühenden Händen gefesselt, dass er zu dem vorherrschenden Bilde lieblicher Anmuth das seine beitragen muss. Ein andrer Berg hart an der Stadt, nach Norden hin, ist zu einem Vergnügungsort umgeschaffen: es ist der Rauschenberg, eine wahre Nachtigallen-Colonie, aus deren frischen Baumwipfeln hier ein zierliches Dach, dort ein Zelt,



CORVEY und HOEXTER.

Trappitz, durch Kunst. Zierg.



drüber eine halbversteckte Bank hervorlauschen: ein kleines Bergplateau ragt mit Mauer und Geländer umgeben, wie ein grandioser Balkon vor: zündet ein abendliches Fest (St. Viti) dort oben seine Lampen an, dann erscheint der Berg vom Thale aus wie ein riesiger Elfenhügel, von tausend Flämmchen umzuckt, die sich nach einem Punkte zusammendrängen, wo man das lustige Geistervolk, die tanzende schöne und unschöne *beau monde*, seine leichten Sprünge machen sieht, nach dem Tackte einer Musik, von der nur einzelne Accorde wie träumend zu uns herüberschweben. Der Anblick ist magisch: „weisse Elfen, sich mit dunklen Gnomen drehend, unter des gebräunten Pilzes Dach.“ Der Pilz ist das Zelt, unter dem man Erfrischungen reicht und das wirklich der Champignon heisst. Wer dagegen oben am Berge aus dem grellen Lampenlichte zu einem dämmerigten Vorsprunge flüchtet, erhält ebenfalls einen seltsam gespenstischen Eindruck von dem entschlafenen Städtchen Höxter mit seinen Dächern und Thurmspitzen, die in blaulichten Duft gehüllt da liegen, während der Spiegel des Strom's unter dem blassen Scheine des Mondes zittert gleich einem bleichen Vorgeschichten-seher, den der Mondschein quält und ängstet. Einzelne verspätete Boote gleiten sacht wie dunkle Särge über die Fläche des Flusses hin, mehr bezeichnet als erhellt durch die matte Laterne vor dem Steuer, deren dunstiger Widerschein neben her schwimmt wie ein phosphorescirendes huschendes Todtenlicht.

Lassen wir es wieder Tag werden oder auch, wenn ihr lieber wollt, Nacht bleiben, da ich von der Vergangenheit der Stadt sprechen will: die Vergangenheit soll ja, wie sie sagen, die Nachtseite unsres Sein's, wie es sich gestaltet hat, sein. Höxter, ehemals das königliche Kammergut Huxori, oder noch früher Huxeli, verdankt den Aebten Corvei's (Saracho 1058) seine Entstehung, seiner Lage an dem Handelswege von Antwerpen und Brügge über Cöln und Soest nach Braunschweig seine mittelaltrige Bedeutsamkeit als Mitglied der Hansa. Im dreizehnten Jahrhundert nahm die Stadt, blühend, wehrhaft und nach freier Autonomie, wie die meisten Städte jener Zeit sie genossen, begierig geworden, das Dortmunder Stadtrecht an, welches diese Autonomie der Bürger zu Grunde legte. Zwei Bestimmungen daraus, welche für die Sitten verschollener Tage charakteristisch sind, mögen hier Platz finden. „Wenn zwei Wei-

ber mit einander streiten, sich angreifen oder mit „verkorenen“ Worten schelten, so sollen sie zwei Steine, welche durch eine Kette aneinander hängen und zusammen „eynen Cyteneren“ wiegen, auf dem gemeinen Wege durch die Länge der Stadt tragen. Die Eine soll sie zuerst tragen, vom östlichen Thore nach dem westlichen und die andere mit einem eisernen Stachel, welcher an einem Stock befestigt ist, sie treiben, wobei beide „*in camisiis suis*“ gehen müssen. Alsdann soll die Andere die Steine auf ihre Schultern aufnehmen und sie zum östlichen Thore zurücktragen, die Erste aber sie hinwieder mit dem Stachel treiben. — Ferner: Wenn ein Bürger den andren bedroht, schlägt, festhält, angreift „*mit hesten muode*“, *fervido animo*, so hat er sechs Ohmen Wein, welche auf Deutsch ein Fuder Wein's genannt werden, der Obrigkeit zu erlegen.“ Ob er das Recht hatte, mitzutrinken, wenn die patriarchalische Obrigkeit von Höxter seine „Brüchten“ zu sich nahm, wird nicht angegeben.

Wie die Lage Höxter's an einer Haupthandelsstrasse und seine Brücke über die Weser die Stadt blühend gemacht hatte, so diente derselbe Umstand später dazu, nicht endende Kriegsdrangsale über sie zu bringen. Früher oft Werbeplatz für deutsche Landsknechte, die man dem Dienste der Ligue in den Französischen Religionskriegen unter Carl IX. gewinnen wollte, ward sie im dreissigjährigen Kriege nach einander von allen streitenden Partheien und Völkern genommen und gebrandschatzt: der tolle Christian von Braunschweig kam zuerst mit seinem Heerhaufen von 10,000 Mann, den er angeworben hatte ohne mehr als zehn Thaler in seiner Tasche, dann zweimal Tilly, und nacheinander Dänen, Schweden, Hessen; endlich stürmten die Kaiserlichen den Ort und hausten, dass von den Bürgern nur dreissig sollen das Leben gerettet haben. 1673 war Höxter Türenne's Hauptquartier.

Eine halbe Stunde die Weser aufwärts bringt uns an den Fuss des steilen und kahlhäuptigen Brunsberg's, der das Thal des kleinen Badeorts Godelheim beherrscht. Oben soll eine Brunsburg oder ein festes Lager Bruno's, des Bruders oder Schwäher's von Wittekind gelegen und am Fusse Karl der Grosse 775 die blutigste Schlacht im ganzen Sachsenkriege zu bestehen gehabt haben, eine Schlacht, dass die Wellen der Weser davon sich roth gefärbt haben. Die Volkstradition lässt Carol Magnus mit einem ungeheuren Heere auf dem Brunsberg und dem gegenüber

liegenden Wildberg hausende Riesen hier bezwingen, und in Höxter und Godelheim sodann Kapellen stiften. Auf dem Rücken des Brunsberges erinnern „Sachsengräben“ noch jetzt an das sächsische Castell, sparsame Trümmer an eine jüngere Burg, welche Abt Wittekind von Corvei 1191 aus dem Gemäuer der älteren hier errichtete. Jene verherrlicht ein altes *carmen de Brunsburgo Christoph. Elschlebi*, welches in des Historiker's Paullini Syntagma zu finden ist.

Besuchter als Godelheim ist der freundliche Badeort Driburg, der westlich von Höxter am Eggegebirge liegt, wo dieses fast parallel mit der Weser und als Begränzung ihres Gebiets sich von Norden nach Süden hinzieht. Ihr müsst eigentlich, um den ganzen Reiz Driburg's zu empfinden, von Paderborn her über die öde Ebene des „Hänge“ gekommen sein, die hochliegende einsame Fläche, an deren Horizont die Berge scheu und neblicht hervor lauschen, wie sich duckend vor dem scharfen Windstriche, der hier in den heissesten Sommertagen nicht ausgeht und durch die dürftigen Kornfelder zischt und rieselt, wie ein feines Hagel-schauer; da ist kein Haus auf Stundenweit, kein frischer Baum, nur hier und dort ein Kreuz am Wege oder ein kleiner verwitterter Heiligenschrein, neben gefährlichen Erdfällen, die ihren unterminirten Rand zuweilen bis fast an die Fahrstrasse drängen: — kurz, eine Gegend, die nicht einmal zu Heine's Phantasien in dem forcirt spasshaften „Gespräch auf der Paderborner Haide“ kann angeregt haben. Eine jähe Senkung führt von dem Hänge herab, in die Einsamkeit und wie schmerzliche Stille des Gebirgswaldes: der Weg ist rechts und links von Bäumen umschlossen, ohne eine andre Aussicht, als durch zahllose Stämme und Astgewirr, ohne einen andren Laut, als das Knirschen unsrer Schritte auf dem durch Eisentheile dunkelroth gefärbten, wie blutgetränkten Grunde; so schlendern wir weiter und träumen uns, halb aufgeregt, halb gelangweilt, tief in die Geschichte hinein, die durch die stillen Aeste des „Teutoburger Waldes“ ihre Romantik webt, in Schlachten, Fehme und die „rothe Erde.“ Plötzlich wird das Gehölz niedriger, wir überragen die jungen Wipfel und finden uns unerwartet auf der Höhe des schönsten Amphitheaters und zugleich am Ende des Gebirgs; das lachende Städtchen und Bad Driburg liegt unter uns mit all den zierlichen Zuthaten solcher Orte, eleganten Gebäuden, bald in Gruppen,

bald einzeln, Allein, schlank und hochgewölbt, mit leichtgeschwungenen Brücken und kleinen spritzenden Wasserfällen darunter, das ganze, nicht grosse Thal nebst dem daran liegenden Rosenberge in einen saftig grünen Garten umgeschaffen; ringsum duftige frische Berggipfel und auf einem derselben die Ruinen der alten Iburg, unter der man Badegäste gebückt hinan klimmen oder Kinder in ihren runden Strohhütchen nach Dendriten herum stöbern sieht. Den eigenthümlichen Reiz des Panorama's, das dieses Thal bildet, wiederzugeben, würde man umsonst versuchen. Er liegt in dem angenehmen Mass der Ausdehnung, in der Anmuth der umgebenden Bergformen, in dem Hellen und doch Verschleierte der überall mit jungem Holze bewaldeten Höhen. Die Feste Iburg war ein sächsisches Castell, das Karl der Grosse mit fränkischer Besatzung versah und 799 zur Dotation des Paderborner Bisthums schlug. Im elften Jahrhundert legte das Paderbornische Kloster Heerse dort ein neues Frauenstift an, das aber wegen der „Rauheit der Gegend“ 1136 nach Gerden verlegt werden musste. Da wurde die Iburg auf's neue befestigt, bis die Erbauung der nahen Feste Dringenberg jene dem Stifte unnütz machte und verfallen liess.

Versetzen wir uns an die Weser nach Godelheim zurück und ziehen an dem hohen Wildberge mit den wenigen Trümmern einer gleichnamigen Corveischen Burg vorbei, nach dem Freiherrlich Wolf-Metternich'schen Schlosse Wehren das nur durch einen schmalen smaragdgrünen Wiesenstreif von der Weser getrennt ist, deren Ufer hier sacht bis unmittelbar an die Wellen abdachen. In Wehren ist der runde alte Thurm mit dem chinesischen Dache über seinen Zinnen für uns zu erklimmen, der herrlichen Aussicht wegen, die sich oben bietet, in ein Thal voll üppiger Kornfelder und Wiesenfluren, stundenweit sich dehnend und doch nicht zu ausgedehnt, dass nicht die Formen der umgebenden Berge klar und deutlich hervorträten. Nördlich zeigt der Wildberg seine riesige Sargesgestalt, überragt von düstern Fichtencandelabern, schwarz, steil aufsteigend; die Burgruine liegt verdeckt, nur wer den Wildberg selbst ersteigt und sich durch seine Baumknorren und Gestrüppe geschlagen hat, steht mit einem Male vor den eingesunkenen Gewölben der Burg, wie am Rande eines Steinbruchs; denn was über der Erde war, ist verschwunden, nur der unterirdische Theil hält sich wie die

Wurzel eines gefälltten Riesenbaumes noch immer fest in den Grund geklammert; zahllose Ranken von Epheu, Steinbrech und andern Schlingpflanzen drängen sich aus jeder Spalte, und der Boden ist besäet mit Maiblumen, die hier wie verwünschte Schönheiten in der Drachenhöhle einsam blühen und welken. Der Grund zeigt vielfache Spuren von Schatzgräberei. Dem Wildberge gegenüber sieht man von unsrem Thurme aus den dunkelrothen Kathagenberg, ein ödes gespaltenes Felsgeklippe, scharfkantig, wie in wüsten Riesentrümmern zusammen geschleudert, um deren Zacken pfeifend die Habichte kreisen, bis der Dämmerung misstönendes Concert, das schrillende Gezisch des Capellmeisters Uhu und seiner Bande sie ablösen. Jenseits der Weser dehnt der Solling seine anmuthig wogenden Formen, und trägt, Wehren fast gegenüber, auf einem schroffen Vorberge die Braunschweigische Domaine Fürstenberg, ehemals eine Burg, jetzt eine Porzellanfabrik. Von ihrem weissen Gemäuer zieht eine breite Fahrstrasse zum Flusse sich hinab, von der die Luft das Knarren der Wagenräder und das Schnalzen der Peitschen herüberträgt, während näher die Segel der Schiffe dicht an der Gartenmauer von Wehren herflattern und man das Aechzen der geplagten Gäule und das Rauschen der Zugleine im Grase hört. Das Innere unsres Thurm's, den einst Franz Arnold Wolf-Metternich zur Gracht, Fürstbischof von Münster, Paderborn und Corvei bewohnte, um hier neben der alten „Türkenruine“, deren Reste ziemlich wohl erhalten dicht an Wehren stehen, ein neues Schloss um sich her erstehen zu sehen — ist mit seiner alterthümlichen Einrichtung und seiner Aussicht ein höchst poetischer Aufenthalt, dem auch die Weihe durch Sage und Gespensterglauben nicht fehlt. Im Dorfe Wehren erzählt euch jedes Kind, dass der alte Bischof nächtlich dort bei seiner Studierlampe sitze; dann sind die Fenster des Thurmes alle mit einem blaulichten Lichte umgossen, dass das Gebäude aussieht wie ein grosser Leuchtwurm, und je finstrier die Nacht ist, desto heller leuchtet der Thurm auf.

Der nächste Ort ist Blankenau, im alten Nithegau, mit seinem Amthaus, das, jetzt preussische Domaine, ehemals eine Feste war, die im dreizehnten Jahrhundert Corvei zur Beschützung der „blanken Aue“ errichtete; dann folgt in einem schönen Thale, welches die Bever bildet, das Städtchen Beverungen. Bis

hierhin hat die Gegend einen auffallend wilden Charakter getragen; die Gebirge weichen zurück und lassen Steinmassen vortreten, die von bloss steilen Ufern sich allmählich zu thurm hohen Klippen steigern und früher kaum dem Fahrweg Raum liessen. Jetzt führt eine neue Chaussee nach Carlshafen am linken Weserufer her, wo von Beverungen an die Berge dem Flusse zwar noch immer nahe bleiben, aber auf dem rechten Ufer fruchtbares Flachland die Berge des Sollings von dem Strome trennt, bis sie Herstelle gegenüber wieder an's Gestade sich stellen, um zu schauen, wie ihr ruppig Angesicht in dem jüngeren Gewässer sich ausnimmt, dessen neckende Najade in tausend Wellchen plätschernd durch zitterhafte Verzerrungen der Graubärte spottet. Am schönsten ist das stille helle Stromthal, wenn man in einem Nachen sich hindurch schaukeln lässt, dem Geschwirr der Wellen horcht, die der Ruderschlag des Fährmanns über die Uferkiesel streichen macht, und den Schwalben zuschaut, wie sie, mit ihren schillernden Flügeln das Gewässer streifend, blanke Furchen ziehen: wenn man den ganzen Frieden in sich saugt, in den der ächt deutsche Strom seine treuen Kinder einullt: er ist so ruhig, so sanft bewegt, der blaue Himmel, den er spiegelt, so grossartig stille gespannt, majestätisch, aber doch keine Majestät, die euch gespenstisch bedrängte wie ein rothflammiger Winterhimmel über Alpenglutschern; unendlich, aber keine Unendlichkeit, die euch mystische Schauer in's Herz hauchte: er ist wie das germanische Gemüth, stille, klar, voll ernster unendlicher Ruhe. Darum saugt es, auf ihm, aus eurer Seele Tiefen das schlummernde Gemüth empor; euer Wissen schwimmt in den sacht schaukelnden Wogen und euer Ahnen taucht auf aus dem tiefen Grunde; wie ein melancholisch Antlitz des Nixen, der trauert, dass er nicht selig werden kann; wie um euch her die blassen Häupter der Wasserlilien, die müde von dem nimmerruhenden Wiegen, schlummern eure Gedanken ein; aber in den Saiten eures Gefühl's zittern Klänge nach, die aufgequollen sind aus dem Strome, als läute es dort unten in versunkenen Domen alter Zeit leise den Abendgruss eures stürmischen Lebenstages ein. Es ist ein Zauber, der euch hinreisst und dem ihr doch entfliehen möchtet, dass er nicht zu weich euch überhauche. Und wohin könnte man anders vor ihm fliehen, als in die friedlichen Tage der Jugend zurück, wo unser rosiges Ahnen, unser frisches

Fühlen noch der blasse Gedanke nicht störte, wo man in seligem
Seelenmüssiggang die Stunden verträumte! wo nichts die ruhig
sich abspinnenden Tage unterbrach —

Nur wenn der Tag des Herrn, der sonn'ge Tag
Nun wieder da, mit seiner Lerchen Schlag,
Die jubelnd schwirrten aus den Aehrenfeldern;
Wenn selbst die Lindenduftende Allee
Wie festlich wiess, dass sie den Tag begeh,
Die Sonne lichter lag auf allen Wäldern:

Dann rief die graue Waldkapelle mich,
Dann durch die Wipfel tönten feierlich
Vom Klosterthurm die Silberhellen Glocken;
In blauer Schärpe trat ich dienend dann
An den Altar, die Purpurstieg' hinan,
Des Priesters Hand lag segnend auf den Locken. —

Wo ich gedient, lasst mich noch einmal knien,
Noch einmal mich die Weihrauchwolken ziehn,
Die ew'ge Lampe schüren, die ermattet:
Dass wie des Kindes gläubiges Gebet
Ihr Flackern licht ob meinem Haupte steht,
Dass mich der alte Friede überschattet!

Er naht sich nicht! mit wehem Herzensgrau'n
Muss ich der Bögen düstre Wölbung schaun,
Die hohl, gespenstisch nachhallt meinen Schritten:
Das sind die Stufen, wo ich einst gekniet,
Die Stelle ist es, doch der Frieden zieht
Nicht durch die Brust, wie einst, wenn sie gelitten.

Verlassen Alles! Epheu wuchert dicht
Um den Altar und strebt hinaus nach Licht,
Und rankt durch's Fenster mit befreitem Laube;
Als ob, um fessellos ihm nachzuziehn,
Sie neuverjüngte Schwingen sich geliehn,
Schwand vom Gewölb des heiligen Geistes Taube.

Sie schwebte vor mir her, die weisse Taube, als auf einer We-
serfahrt die Verse mir entstanden und ich musste ihrem Flattern
folgen, das im Stral der Sonne aus den langen Schwingen wie
plötzliche Blitze schoss. Ein Windstoss hatte sie erfasst und
wirbelte sie um; einen Augenblick war es, als würde er ihrer
Herr und das leuchtende Thier müsse aus seiner aetherischen

Region kraftlos hinab, in den Strom untersinken; aber sie spielte mit ihm, schien's, denn hoch aufsteigend wie im Triumphe, schlug sie bald in frohem Kreisen die Flügel zusammen und schwebte dann ruhig nieder auf das Kreuz der Dorfkirche von Herstelle.

Herstelle ist jetzt ein neues Gebäude, das in halb gothischem Style errichtet mit seinem schweren zinnengekrönten Thurme und chorartigen Ausbau halb den Eindruck einer Zwingfeste aus der Feudalzeit, halb den einer Kirche macht. Es liegt auf einer senkrechten Felsenklippe, an seinem Fusse ein Dorf beherrschend. Auf dem Hofe des Schlosses fand man jüngst in einer Art verschütteten Cisterne einen beispiellos reichen Schatz von Alterthümern und zwar zuerst Gegenstände, die etwa dem sechszehnten Jahrhundert angehören mogten, Krüge mit Wappen und Bildern, Sporen u. s. w., darunter Sachen aus älterer Zeit, dann noch ältere, immer alterthümlicher die Formen und Stoffe, als ob man immer tiefer in graue Jahrhunderte sich senkte: ganz zu unterst lag die Römerzeit in Metallspiegeln, Waffenfragmenten und einem zierlichen Trinkgefäss aus römischer Erde, begraben. Denn ein ursprünglich Römisches Castell hat man Herstelle genannt: gewiss ist, dass es den Sachsen als Feste diente. Karl der Grosse bestimmte es zum Waffenplatze und nannte es danach Heeresstelle, oder gab ihm den Namen *Heristallum saxonicum* nach der Stammburg seines Ahnen Pipin, dem Fränkischen Heristal, (*Héricourt* bei Lüttich). Auch sollte es zum Schutze der Missionare dienen, die ihm folgten, Sturmio's z. B., des Gründers von Fulda und des Würzburgischen Hathumar, ehe dieser seinen Bischofssitz in der Paderstadt einzunehmen wagte. Nach der Bezwingung Westphalens hielt Karl in Herstelle 797 die Feier der Weihnacht und des Osterfestes, um jetzt den Sachsen die Pracht seines Hoflagers so blendend zu entfalten, wie er überwältigend die Macht seiner Waffen ihnen gewiesen hatte. Das Heer lag im Lande vertheilt umher. Er aber liess die ganze nie wieder gesehene Herrlichkeit seines Namens plötzlich wie ein blendendes Meteor aufleuchten über dem staunenden Volke der Wisuraha, das nie von Aehnlichem auch nur geträumt, dessen kindlich beschränkte Phantasie dem gewaltigsten seiner Götter, dem einäugigen Wuotan nur einen breitrandigen Regenhut, den grauen Mantel und das weisse Ross Sleipnir mit den acht Füßen

als Ausstattung seiner Erscheinung zu verschaffen wusste, nebst einer Fülle goldbraunen Meth's in wüstmässigem Trinkhorn. Hier war mehr als Wuotan! Die armen Sachsen hätten sich gewiss lieber mit dem Schwerte bekehren lassen, den hohen Carol Magnus selber zu verehren, denn die gepredigten Fasten- und Casteiungreichen Heiligen seiner Missionare, als sie so seine ganze Pracht über Herstelle aufgehen sahen, als man unter ihnen das in Purpur und farbiger Seide prangende Gezelt Haroun al Raschid's aufschlug für den Frankenkaiser, und das Wunderthier, des Kalifen von Bagdad ungeheurer Elephant Abulabaz mit den kostbaren Gewanden und Spezereien des Morgenlandes beladen, hoch den Zug Andalousicher und Normännischer Rosse überragend, den Felsen von Heristal hinaufschritt oder schlüpfend aus dem deutschen Strome trank. Und nun er selber erst in der ganzen überwältigenden Majestät seiner einfachen und doch so hehren Erscheinung, mitten in dem glänzenden Gedränge seiner Paladine: denn sie alle waren um ihn her, Olivier und das dreiste Haimonskind Rinald und Oger von Dänemark und wie sie alle heissen, die trutzigen Gestalten, die Turpinus Chronik sagenhaft verklärt — nur Roland nicht, der arme Roland, den längst Herzog Lupus von Vaskonien und Ganelon „der Schuft“ in der Mordhöhle von Ronceval seiner traurenden Hildegunt erschlagen lassen. Unter ihnen setzte Karl sich in Herstelle zu Throne; seine Söhne, der männliche Pipin von Italien und der milde Ludwig von Aquitanien traten an seine Seite, der stolzen Frankenführer und der grollenden Sachsenherzoge Reihen öffneten sich, und, vor dem Schemel seiner Hoheit sich beugend, trat der Sarazenenheld Abdallah, den Spanien huldigend gesandt hatte, vor das Antlitz des Gewaltigen; dann kamen die Boten Galiziens und Asturiens, um ihres Emir's Geschenk, ein wunderbar schönes Gezelt anzubieten; ihnen folgten, die aus dem fernen Ungarland gesandt waren, Männer aus dem Volke der wilden Avaren, und so beugte in seinen Repräsentanten der grösste Theil des Römischen *orbis terrarum* sich zu Herstelle vor dem grossen Karl. Das war der glänzendste der Tage, die Herstelle erlebt hat; seine spätern Geschicke, als es Malstätte unter Königsbann oder im siebzehnten Jahrhundert Wohnsitz der aus Höxter verjagten Minoriten-Mönche war, bieten keinen Erwähnung fordernden Moment dar. Paderbornisches Lehn kam es als Pfand im vier-

zehnten Jahrhundert an eine Familie von Falkenberg, deren Spross Theodor (Melchior?) von Falkenberg so heldenmüthig Magdeburg gegen Tilly vertheidigte, bis der Untergang der unglücklichen Stadt auch ihn unter den Trümmern derselben begrub. Sein Bruder Moritz aber stand eben so warmen Sinn's auf der Seite der Katholischen und gerieth kurze Zeit vor der Schlacht von Lützen in die Gefangenschaft des Schwedenkönigs: Gustav Adolph entliess ihn jedoch ohne Lösegeld um seines tapfern Bruders willen. Als in der Schlacht von Lützen nun den recognoscirenden König seine Kurzsichtigkeit zu nahe an eine Schwadron Kaiserlicher Reuter hatte kommen lassen, da soll Moritz von Falkenberg, der im Götzischen Regiment als Lieutenant diente, die tödtliche Kugel auf Gustav Adolph abgeschossen haben, in demselben Augenblicke jedoch von einer schwedischen Stükkugel selbst niedergeschmettert. Ein andrer Paderbörner, Johannes Schneeberg aus Böckendorf, Lieutenant desselben Regimentes, gab dem Könige den Rest und nahm ihm seinen Schmuck, die goldene Halskette, ab. „Damit nicht Andre, weil sich auch Feiglinge nach dem Siege den Ruhm anmassen, den Paderbornern die Ehre dieser That nehmen,“ erzählen die glaubwürdigen *monimenta Paderbornensia* also die Umstände von des Schwedenkönigs Tod, auf die vielfachen Versicherungen von Augenzeugen sich stützend. — Nach dem Aussterben des Falkenbergischen Geschlechts wurde die Familie von Spiegel zum Desenberge mit Herstelle belehnt; diese verkaufte es an eine Freifrau von Zuidtwick, welche den jetzigen alterthümlichen Wohnsitz auf der Felsenhöhe erbaute. Von oben in das Thal hinab führen zwei gleich romantische Pfade; der eine an dem frühern Kloster, jetzt der Pfarrwohnung, nah vorüber, eine breite steinerne Treppe herab, die an Länge einer Jakobsleiter nicht nachgibt, der andere wie ein Gamssteg längs der Klippe, dass man schwindelt, sieht man Träger, die unter ihren Lasten keuchen, Mädchen mit Milcheimern auf den Köpfen oder kaum flügge Kinder so ruhig wie Nachtwandler über die thurm hohen Felszinnen gleiten; man presst jeden Laut zurück, als ob er die Träumer wecken und zerschmettert vor unsern Fuss schleudern könne. Die schon früher wild und trümmerhaft geformte Wand hat durch Steinbrüche an pittoreskem Aussehen noch gewonnen; überall weite Risse, Zacken und vorspringende Flächen, die, wenn man der erwachenden Kletterlust

nachgäbe, leicht in die halbsbrechende Situation weiland Kaiser Maximilians brächten.

Unweit Herstelle, über ihm, mündet die Diemel in die Weser, der Fluss, der für uns hier als südliche Begränzung Westphalens dient. Wir haben zwei Punkte an ihm aufzusuchen, zuerst Warburg, um des ihm nahen Desenbergs willen, und dann Stadtberge das alte Eresburg aus Karl's des Grossen Zeit.

Warburg ist eine alte ehemals ziemlich wichtige und der Hansa angehörende Stadt in einer schönen Gegend, deren anziehendster Punkt der Desenberg, eine freistehende Höhe von konischer Form, gekrönt von den guterhaltenen Ruinen eines festen Schlosses, bildet. Häufiger Tuffstein deutet auf seinen vulkanischen Ursprung. Ursprünglich sächsischer Waffenplatz, ward der Desenberg, wie Herstelle und die Iburg, fränkischer Halt-punkt, dann, dem Stifte Paderborn zugewiesen, ein Burglehn der mächtigen und ausgebreiteten Familie Spiegel, die sich nach ihm nannte. Räubereien, Zwiste mit der nahen Stadt Warburg, Belagerungen füllen die Blätter seiner Geschichte. Damals hiess es ja:

Buten, roven, dat is gheyn Schande,
Dat doynt die Besten van dem Lande.

Und gewiss ist, dass die Spiegel sich zu den Besten des Landes rechneten. Die Sage von dem im Desenberge träumenden Kaiser Karl ward schon oben berührt. Es ist die oft wiederkehrende Mähre, die auch die Klüfte des Unterberges und des Kyffhäusers zur Kaiserhalle eines Helden umgeschaffen hat, der die Jahrhunderte verschlummert, bis ihn der Memnonruf einer neu morgenden Zeit zu neuen Thaten weckt.

Es sitzt ein hoher Greis dort, vor einem Tisch von Stein;
Des rothen Bartes Locken ziehn um die Tafel sich,
Die Augen sind geschlossen, als hül' sie Schummer ein:

Ihm zuckt die helle Wimper, er spricht: was rufst du mich?

Ist denn die Zeit gekommen, wo Waiblingen erwacht?

Bist du's, mein dreister Enkel, mein starker Friederich? —

Lass deine Heldenschaaren, Herr Kaiser, aus der Nacht
Der Bergeskluft dringen, lass deines Adler's Gold

Von deinem Helme leuchten, wie durch Legnano's Schlacht:

Zeit ist's, dass in den Lüften dein Banner sich entrollt
Und aus ihm Freiheit, Frieden der Deutschen Haupt umfacht,

Sie zahlten lang genug jetzt dem stolzen Welschland Sold! —

Das Volk glaubt den Tod seiner Helden nicht; sie leben ihm wie seine Sänger ewig fort, und wie diese, deren Namen es nicht kennt, warmen Hauches fortathmen und sind im Klange der Liedestone und im bewegten Herzen, das ihre Worte, ihrer Seele Sein und Dulden in sich trägt und ausströmt — so gibt das Volk seinen Helden für ihre gröbere Waffenmacht einen wirklichen Raum in den Riesen-Gehäusen hoher Berge. Der Held des Volkes ist der incarnirte Geist des Volkes selbst, sein Gefühl, das Ausdruck, sein Wollen, das Person geworden ist; und wie der Geist, das Gefühl, das Wollen eines Volkes Jahrhunderte alt werden, muss auch der Träger aller drei ihm über den Tod erhaben scheinen. Hätte man einen Berg gefunden, der gross und fest genug für seinen Titanengeist wäre, auch das incarnirte Franzosenthum schlummerte bald unter seinen Marschallen, auf den Adlern von Marengo und Austerlitz in tiefer Felsenkluft. —

Stadtberge oder Marsberg liegt oberhalb Warburg, wo die Diemel von den Gränzen des Suderlandes herabstromt; es ist der Ort, der immer in Verbindung mit der Irmensäule genannt wird, weil von hieraus Kaiser Karl seine Zerstörung gegen das Heiligthum richtete. Es ist oben von letzterem die Rede gewesen: ich frage hier nach, wie Tradition und Volksphantasie späterer Jahrhunderte es sich ausgemalt haben: — das sind die Quellen der Schriftsteller, auf deren Autorität hin die ungedruckte Originalhandschrift von Paullini's Geschichte von Corvei also von der Irmensäule redet: „Irmensäule ist eine dem Irmo oder Irmino dienende Säule, worauf sein Bildniss gestanden hat. Andre machen aus Irmensul einen Saahl oder Kirche, darin man diesen Götzen verehrte; dieser Tempel ist gewesen bei Eresberg, welches nach Etlicher Meynung so viel sein soll als Ehrenberg oder Heresberg, von Hera, die Griechen sagen *Ἥρα*, ist bei den Lateinern die Abgottin Juno, da weiland die Sachsen die Hera geehrt und der Wahn beim gemeinen Pöbel gewesen, als ob diese ertichtete Göttin zwischen Weynachten und heil. drei Königen Fest in der Luft herumfloge, masen, nach der Poeten Wahnwitz, Juno eine Regentin der Luft seyn soll: — In diesem Mers- oder Eresberg nu in Westfahlen war ein schöner grosser ansehnlicher und weit berufener Gotzentempel, darin das blinde Volk die Irmensäule verehrte. Dies Götzenbild war in Gestalt eines gewaffneten

Manns, der stund unter dem blauen Himmel im grünen Feld in den Blumen bis an den Leib, mit einem schwerd umgürtet. In der rechten Hand hielt er ein Pannier, darin eine rothe Rose oder Feldblume war, in der linken eine Wage. Auf seinem Helm stund ein Wetterhahn, auf dem Schild ein Leue und auf der Brust ein Bähr. (So ist die Gestalt in Holzschnitt abgebildet in den *annales Circuli Westphalici* Stangefol's.) Was nun zu Eresberg eigentlich für eine Religion und was für Ceremonien dazumal üblich gewesen, können wir wegen der faulen Trägheit der damahligen Scribenten nicht gründlich erwähnen. Diess ist gewiss, dass viele Priester, sowohl Männ- als Weiber diesem Tempel gedient haben. Die Weiber zwar waren nur mit den weissagungen geschäftig, die Männer aber warteten der opffer und des übrigen Götzendienstes. Die Priester nahmen allezeit diese Irmensäul mit in den Krieg, und nach gehaltenem Treffen schlügen und strafften sie die Gefangene oder die sonst etwa nicht frisch gefochten hatten, nach Verdienst. Es war der Gebrauch, dass die Priesterinnen den Gefangenen im Lager mit bloßen Degen entgegen liefen, solche bey einen ehernen Rost schleppten, in die Höhe huben, die Gurgel entzwey brachen und hernach aus dem Blut ihre weissagungen nahmen. Das erhellet auch aus einem altsächsischen Lied, darin ein Sächsischer Printz sehr wehmüthig klagt, dass er wegen eines unglückseligen treffens dem Priester zum Schlacht Opffer worden:

Schol ich nun in Godes fronen Hende
 in meinen allerbesten tagen
 Geben werden, und sterben so elende,
 das müß ich wol hochlich klagen.
 Wenn mir das glücke füget hätte
 des Streitens einen guten Ende,
 Dorfft ich nit leisten diese Wette,
 netzen mit Blut die Hire (heil'gen) Wände.

In dem Tempel zu Eresburg sind überaus viele Köst- ja unschätzbare Kleinodien, Kronen, Schilt, Fahnen u. d. m. von lauter Gold und silber funden worden: alles dies bekam Karl zur Beute; das Bildniss selbst, so auf der zierlichen Säule stund, hat er Vermaledeyet, zu Boden geschmissen und zermalmet. Also ist der prächtige Tempel samt dem Bild gänzlich zerschleift und zerstört worden, worüber man drey tage zugebracht.“ —

Die weitere Erzählung Paullini's mitzutheilen, wie Karl die Irmensäule nach Corvei habe führen lassen, wo man sie wieder gefunden und die Inschrift daran gelesen „Vorzeiten bin ich der Sachsen Herzog und ihr Gott gewesen, mich hat das Volk Martis angebetet“ — wie sie sodann nach Hildesheim gebracht mit grosser Fährlichkeit wegen auflauernder Heiden — wie man am Samstag vor Laetare jährlich dort symbolisch ihren Sturz sich erneuen lasse u. s. w. verbietet trotz ihres Interesses uns hier der Raum. Naiv ist vor allem Paullini's Deutung der symbolischen Attribute der Irmensäule: von der Rose in dem Panier sagt er, die Rose „sey aus dem schweiss einer Frauen, so Jona geheissen, entsprungen. Dieses Weibes Natur soll gewesen seyn, dass sie in der Frühstund weiss, im Mittag roth, gegen Abend grün geschienen hat. Nu die grüne, als eine beständige Farbe, ist das merkmal der Ewigkeit, als ob die nacht, der Tod ihr die unsterblichkeit gebe. Wahre Ritter schämen sich unter dem hinkenden Pöbel allhier zu kriechen, desswegen schwingen sich ihre Sinnenflügel sternens werts, um Seel und Ruhm, Leib und Geist mit dem Burger Recht der ewigen zu beschenken.“*) — Unsres Autor's Angabe, dass sächsische Krieger den Gebrauch gehabt, in ihrer Rüstung, mit Wehr und Waffen um die Irmensäule zu reiten, ehe sie in die Schlacht zogen, findet eine Bestätigung, wenn noch jetzt vielleicht hie und da ein Landmann Westphalens in der Nacht vor einem hohen Festage heimlich eine einsame Waldkapelle umreitet.

*) Siehe die ganze Episode in Dr. L. Tross Westphalia, 1826, Nr. 19. — Die historischen Ausführungen dessen, was ich bei der Wanderung durch das Weserthal nur andeuten durfte, findet man in F. C. Th. Piderit's Arbeiten.